Heinrich Heese

Johann Philipp Wiebe



Peter Epp
#15885
B: 1681
D: 1733 Prussia
Anna Claassen
15886

Heinrich Heese

von David H. Epp

Johann Philipp Wiebe

von Nikolai Regehr

Zwei Vordermänner des südrußländischen Mennonitentums

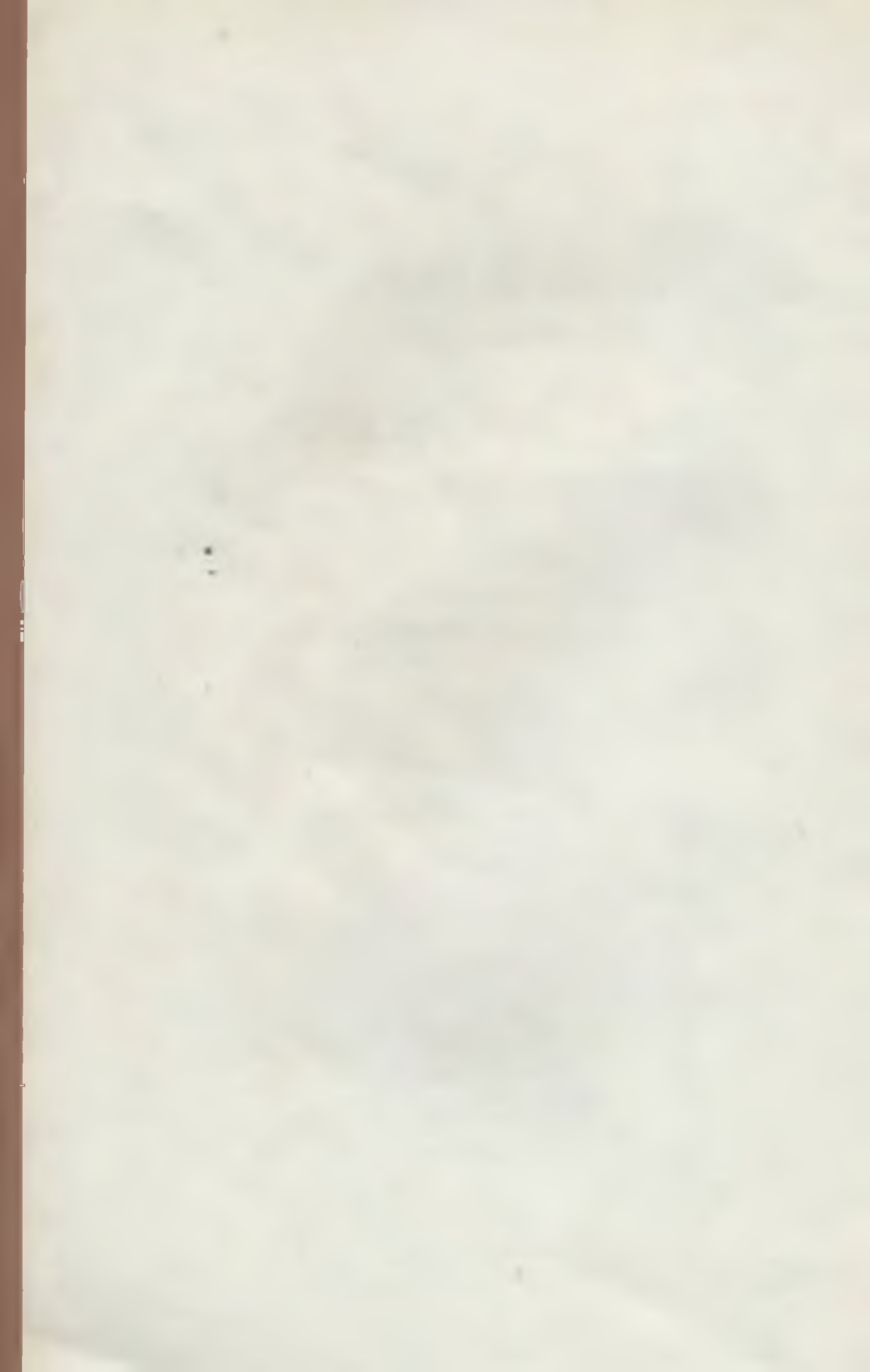
Historische Schriftenreihe des Echo-Verlags

Buch 8 / 1952

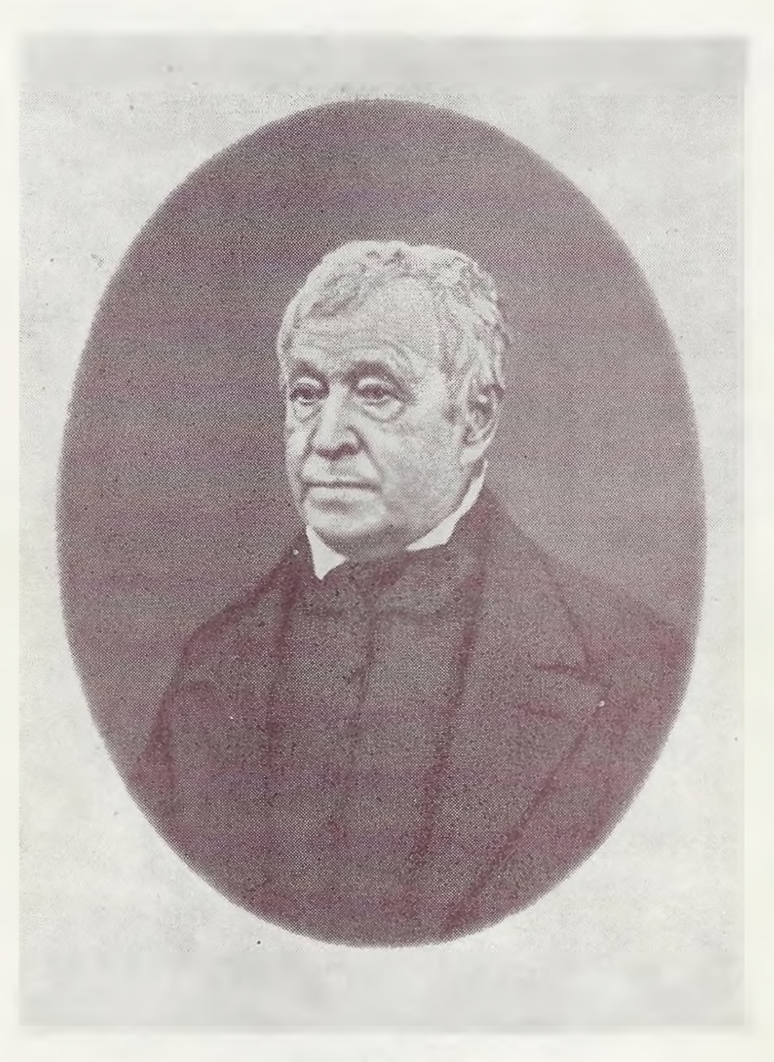


Echo-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

DRUCK VON DERKSEN PRINTERS LTD., STEINBACH, MAN., CANADA







Heinrich Heese

Heinrich Heese

und seine Zeit

von

David H. Epp

Erstmalig veröffentlicht im „Botschafter"
im Jahre 1910

Einleitung

Wer einmal die Geschichte der Mennonitenkolonien Südrußlands zu schreiben bekommt, der wird auch des alten Heinrich Heese nicht vergessen können, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit zu den tätigsten Vordermännern seiner Zeit zählte, und dessen Wirksamkeit als Schulmann und Gebietsschreiber nicht ohne segenbringenden Einfluß auf den Entwickelungsgang besonders der Ansiedlung am Dnjepr und ihrer Bewohner geblieben ist.

Die Greisen in den Gemeinden werden sich seiner noch sehr gut erinnern. Mir schwebt er nur als ein alter gebeugter Mann vor, den ich einmal gesehen habe, und zwar anläßlich eines Besuches, den mein Vater ihm machte und wo ich mit dabei war. Mein sel. Vater pflegte ihn übrigens öfters in Einlage zu besuchen, wo der alte Schulmeister den Abend seines Lebens zubrachte; war Heese doch auch sein Lehrer gewesen, dem er eine ganz besondere Hochachtung und Verehrung zollte. Nicht viele habens Heese in seinem Alter gedankt, daß er sein umfangreiches Wissen und die beste Manneskraft im Dienste der Gemeinde verzehrt. Wie man ein abgebrochenes Messer auf den Schutthaufen wirft, so wurde der bald als überflüssig befundene Lehrer und Schreiber schließlich auch beiseite getan und seinem eigenen Schicksale überlassen.

Heese war ein durchaus redlicher und dabei energischer und selbständiger Charakter, der sich gelegentlich auch in einem unverkennbaren Selbstbewußtsein bemerkbar machte. Und das gerade mags gewesen sein, was ihm die Machthaber seiner Zeit nicht vergessen konnten. Nehmen wir noch sein unerschrockenes, vielleicht mitunter auch rücksichtsloses Vorgehen hinzu, wenn es galt Mißstände in den Gemeinden aufzudecken und zu bekämpfen, so wird es uns vollends klar, wenn seine oftmals kleinlichen Gegner, wo sie nur konnten, zur rohen Ge-

walt griffen, um den ungemütlichen Mahner und Störer los zu werden. Die Geschichte Heeses ist eine ununterbrochene Kette von Kampf und Arbeit, Not und Sorge, ohne, daß sie von dem wohlverdienten Lohn und der gebührenden Anerkennung etwas zu berichten weiß. Aus seiner Autobiographie tönts mitunter denn auch wie der schrille Klang einer geborstenen Saite oder wie das Grollen dumpfer Resignation. Doch der eigentliche Grundton seines Lebens bleibt trotz allem in allen Lagen des Lebens: stilles Gottvertrauen und gläubige Ergebung in den Willen des Höchsten, ohne dessen Zulassung kein Haar auf unserem Haupt gekrümmt wird. Dieses allein schon macht Heeses Biographie lehrreich und lesenswert.

Nicht minder interessant und lehrreich sind die Schlaglichter, welche der Alte aus Einlage auf seine Zeit und ihr Geschlecht fallen läßt. Und es war eine eigentümliche Zeit und ein eigentümliches Geschlecht, von dem er uns Kunde hinterlassen hat. Es sind lange nicht immer angenehme Dinge, die man dabei zu sehen und zu hören bekommt. Doch wenn wir aus den Irrungen unserer Vorfahren etwas Gutes für uns lernen sollen, so dürfen wir nicht davor zurückschrecken, dieselben näher zu beleuchten. Es gibt ja auch so vieles, was jene Zeit entschuldigt: vor allem der Mangel an Bildung und an Erkenntnis des ewig Wahren und Guten; infolgedessen der niedrige Stand der allgemeinen Sittlichkeit, der Mangel an geistig hohen Vordermännern und an jeglichen edlen Anregungen. Alles dieses ließ sich nicht im Augenblick ändern. Von diesem Standpunkt aus hat denn auch der alte Verbannte in Einlage seine Gegner und Feinde beurteilt und ihnen schließlich vergeben, so daß er am Lebensende ohne Groll an die Leiden und Kämpfe seines Daseins zurückdenken konnte.

Zum Beginn seiner Autobiographie aus dem Jahre 1867, ein Jahr vor seinem Tode, schreibt er: „Schon volle sechzig Jahre walle ich in Kedar, Psalm 120, 5, 'ich muß wohnen unter den Hütten Kedars', drückt den Schmerz des Frommen aus, der sich unter ungöttlichen Menschen hinieden so fremd fühlt. (Nach Büchner). Ich habe viel gelitten, am Tage in schwüler Hitze, des Nachts in empfindlicher Kälte, im Kampfe mit Amelek, im Fallstricke Bileams; hätte nicht der Engel des Bundes seine rettende Hand über mir gehalten, ich wäre unterlegen. Doch mein treuer Führer ließ nicht ab von mir, trotz meines Mutwillens. Er tröstete mein verzagtes Gemüt, sein Manna stillte meinen Hunger, sein Fels meinen Durst. Er goß Oel in meine Wunden, er zerriß unter mir das Netz Bileams, er führte mich bis an den Jordan, bis an die Grenzen des himmlischen Kanaans. Nun stehe ich ermattet da, schaue hinüber und sehne mich nach dem Eingang zu den Hütten des Friedens der seligen Gemeinde Jesu, wo ich danken will aus ganzem Gemüte".

* * *

Der junge Heese in Preußen

Heinrich Heese wurde am 14. Oktober 1787 zu Pommerndorf in Preußen von lutherischen Eltern geboren. Er erhielt in seiner Jugend eine streng christliche Erziehung, deren segenbringende Frucht sich später überall in seinem bewegten Leben zeigte. Besonders waren es noch die christlichen Lehren seines geliebten Lehrers Doering, sowie die zu Herzen gehenden Predigten des alten, von ihm hochverehrten Predigers in Pommerndorf, welche einen tiefen Eindruck auf sein weiches und unverdorbenes Gemüt machten. Er war von dem wahren christlichen Glauben so durchdrungen, daß er auch vor seinen Altersgenossen nicht schweigen konnte von dem, was sein Inneres überfließen machte von seliger Freude. Auch hatte er beim alten Doering einen guten Elementarunterricht genossen, der ihn später befähigte, selbständig in seiner Ausbildung weiterzuarbeiten und ein verhältnismäßig hohes Ziel zu erreichen.

Noch ganz jung, trat er in Dirschau bei einem Bauern als Stallbursche in Dienst. Hier mußte er die Schlafstelle mit einigen ältern Kameraden teilen, die eben so unwissend wie roh waren und wohl nicht selten ihren Spott über den jugendlichen Frömmler und Mucker ausgegossen haben mögen, der nicht mitmachen wollte, wenn sie ihren gottlosen Reden und wilden Begierden die Zügel schießen ließen. Anfangs setzte der junge Heese seinen Bekennermut den Spöttern keck entgegen, doch mit der Zeit erlahmten die jugendlichen Glaubensflügel. Das böse Beispiel fiel schließlich doch wie ein schädlicher Mehltau auf die junge Gottespflanze und drohte sie zu verderben. Dazu kam noch, daß gerade jetzt die gottesleugnerischen Schriften eines gewissen Bart in seine Hände gerieten. Er las dieselben anfangs mit einem Stachel im Gewissen, bald aber mit steigendem Interesse, und da er augenblicklich fernab war von seinem väterlichen Freunde Doering, sowie von dem positiv gläubigen Pfarrer in Pommerndorf und auch sonst niemand in seiner Nähe hatte, der ihm die Ausführungen des Gottesleugners widerlegen konnte, so vermochte er sich schließlich dem unheilvollen Einflusse desselben nicht zu entziehen. Das Glaubensflämmchen brannte allmählich schwächer und schwächer, und wenn es gleich nicht völlig erlosch, so wurde es doch für einige Zeit unter den Scheffel gesteckt, daß es nicht mehr seinen warmen, belebenden Schein verbreiten durfte. Und da wollte es dunkel werden in dem jungen Herzen.

Eines besseren Führers beraubt, überließ sich Heese nun der Leitung seiner Kameraden, deren Leben und Treiben ihm jetzt nicht mehr so arg verdammungswürdig erschien, wie anfangs. Das waren recht traurige Aussichten, und wer weiß, wohin es mit dem beklagenswerten Jüngling noch gekommen wäre, wenn nicht die Gebete seiner Lieben ihn umschwebt hätten, ja wenn nicht das Auge des barmherzigen Gottes über ihm offen gewesen wäre Tag und Nacht.

Unter solchem Schutze konnte der verirrte Sohn nicht verloren gehen. Und als der rechte Zeitpunkt da war, schlug auch seine Paulus-

stunde. Als er nämlich einstmals mit mehreren seiner Kameraden in fröhlicher Stimmung emsig dem Kartenspiel oblag, wurde plötzlich einer der Spielgenossen vom Schlag getroffen und sank tot zu Boden. Dieses machte auf den jungen Heese so einen tiefen und erschütternden Eindruck, daß er nicht allein die Spielkarten mit Schauder von sich warf, sondern auch von neuem zu einem christlichen Leben erwachte. All sein Leichtsinn der letzten Zeit legte sich wie ein Berg auf seine Seele. Seine religiösen Zweifel aber schwanden vor der furchtbaren Wirklichkeit der eingreifenden Hand Gottes. Auch alle menschlichen Spitzfindigkeiten, mit denen man seinen Unglauben zu decken suchte, zerronnen im Augenblick, wie der Nebel vor der Sonne, als er so unerwartet dem kalten Tode ins hohle Auge schaute, der ihm bisher noch nicht so unmittelbar nahe getreten war. Mochten andere von dem Vorfalle halten, was sie wollten, für ihn wars Gottes Finger, der ihm sein Mene Tekel an die Wand schrieb. So wurde der plötzliche Tod seines Partners beim Kartenspiel für ihn zum Wendepunkt in seinem Seelenleben.

In Gefahr, in die napoleonische Armee gepreßt zu werden

Im Jahre 1808 trat ein neues Ereignis in sein Leben, das über seine ganze fernere Zukunft entscheiden sollte. Napoleon, der große Eroberer und unüberwindliche Bezwinger der Völker und Nationen, dessen eiserne Faust ganz besonders schwer auf dem kleinen zertretenen Preußen lag, fahndete auch hier, wie überall in den besiegten Ländern, nach jungen wehrfähigen Rekruten, um seine siegreiche Armee durch dieselben zu vermehren.

Schon längst hatte der Unersättliche, wie bekannt, sein Augenmerk auf Rußland gerichtet, und dieses riesige Bollwerk Europas, das seiner Macht noch nicht erlegen war, zerstören zu helfen, war ihm jeder gesunde preußische Bursche erwünscht. Da die meisten derselben jedoch dem Zwingherrn freiwillig nicht folgen mochten, so wurde Zwang ausgeübt und mit Gewalt eingezogen, wer sich nicht gutwillig stellen wollte.

Die Spürnasen der französischen Werber hatten schließlich auch den jungen Heese entdeckt, der nach ihrem Dafürhalten gar prächtig zu einem Soldaten des großen Napoleon passen würde, zumal er neben körperlicher Stattlichkeit noch weit mehr Bildung besaß, als die meisten jungen Männer seines Standes. Von diesen sehr wenig erbaulichen Absichten des Feindes erfuhr Heese jedoch noch rechtzeitig, und da er durchaus nicht gesonnen war, dem verhaßten Korsen als Kanonenfutter zu dienen, und noch weniger Lust hatte, dessen Ruhm und Macht vergrößern zu helfen, so setzte er alles daran, um der gewaltmäßigen Einkleidung zu entgehen. Auch widerstrebte es seinem Innern, gegen ein Volk und Land zu kämpfen, in dem er einen offenen Bergungsort für alle Unterdrückten sah. Waren doch in letzter Zeit ganze Scharen

bedrückter preußischer Untertanen nach Rußland ausgewandert und hatten dort eine schöne neue Heimat gefunden.

Heese selbst hatte in seinem jungen Leben schon Gelegenheit gehabt, seinen russischen Sympathien Ausdruck zu geben, indem er einen russischen Soldaten, der aus der französischen Gefangenschaft entflohen war, mit eigener Lebensgefahr vor sicherem Tode errettete. Ein blutdurstiger Franzose verfolgte den bis zum Umfallen ermatteten Russen. Das sah Heese. Sein Herz schlug sofort für den Verfolgten. Mit ruhiger Ueberlegung benutzte er den Augenblick, verbarg den Flüchtling im Stroh und lenkte den Franzosen auf eine falsche Fährte. darauf sättigte er den Geretteten und unter dem Schatten der nächsten Nacht geleitete er ihn in ein fernes Dorf auf weiten Umwegen zu einem ihm bekannten Schuster, der den Russen ohne weiteres aufnahm. Merkwürdigerweise war der gerettete Russe seines Zeichens auch ein Schuster. Und so blieb er denn bei seinen freundlichen Wirtsleuten, arbeitete anfangs als Geselle in der Werkstatt mit, etablierte sich aber mit der Zeit selbst, nahm ein Weib und wurde ein geachteter Mann und ein glücklicher Familienvater.

Flucht nach Rußland

Doch zurück zu unserm jungen Freunde. Um den Fangarmen der Franzosen zu entgehen, beschloß Heese, ebenfalls nach Rußland auszuwandern; denn über Danzig nach Amerika zu entkommen, schien ihm bei der scharfen Kontrolle der französischen Wächter aussichtslos zu sein. Sein Herz zog ihn auch weit mehr nach dem näheren Osten, als nach dem fernen Westen. Und so war denn sein Entschluß bald gefaßt: auf nach Rußland, wo schon so viele Schutz und Zuflucht gefunden hatten.

Kein Freund langen Säumens, wollte er sich sofort auf den Weg machen. Doch konnte er unmöglich auf Nimmerwiedersehen von dannen gehen, ohne von Eltern und Geschwistern Abschied genommen zu haben. Auch triebs ihn gewaltig, seinem alten Lehrer und Freunde Doering nochmals die Hand zu drücken, dessen väterliche Lehren und Ermahnungen ja neu erwacht waren in seinem Herzen und bereits herrliche Blüten trieben, aus denen sich einmal eine vollwichtige, segenspendende Lebensfrucht entwickeln mußte.

So reiste Heese denn zu allererst nach Pommerndorf. Dort blieb er im elterlichen Hause etliche Tage Auch Heeses Angehörige konnten nichts gegen sein Vorhaben einwenden, da eine Auswanderung nach Rußland als freier Mann einem zwangsweisen Marsche unter dem Oberbefehle des landgierigen Korsen jedenfalls weit vorzuziehen war. So nahte die Stunde der Abreise. Ein Sonnabend war es. Am kommenden Tage wollte Heese noch gemeinsam mit Lehrer Doering den alten Ortspfarrer besuchen, der sie eingeladen hatte, und dann Montag seine weite Reise antreten. Doch es kam anders. In der Nacht von Sonnabend

auf Sonntag wurde Heese von einer sonderbaren Unruhe befallen. Diese raubte ihm allen Schlaf. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager eine Zeitlang hin und her. Böse Ahnungen von einer drohenden Gefahr quälten ihn schließlich derart, daß er rasch entschlossen sein Bett verließ, um sofort aufzubrechen. Nach einem kurzen innigen Abschied von den Seinen, eilte er zum Schulhause. Lehrer Doering schlief noch, doch er wurde herausgeklopft. Hastig und aufgeregt teilte Heese ihm seinen Entschluß mit, alle Einwendungen des alten Freundes von vorne herein abschneidend. Der Boden schien ihm unter den Füßen zu brennen. Für ihn gab es kein zurück mehr. Ein eisernes Vorwärts trieb ihn in die Fremde hinaus. Wohl tats dem alten Manne leid um den schönen Sonntagnachmittag, welchen er in Gesellschaft eines jugendlichen Freundes zu erleben gehofft. Doch als Heese ihm alle seine Befürchtungen mitgeteilt hatte, umarmte der Lehrer seinen scheidenden Schüler mit den Worten: „Nun denn, so säume nicht, der Engel Gottes geleite und segne dich." Darauf schwang Heese sich auf seinen Gaul und sprengte in den frühen Morgen hinaus.

Und es war in der Tat die höchste Zeit gewesen, daß er das väterliche Haus verlassen hatte; denn schon zwei Stunden später wurde dem Vater der kaiserliche Einberufungsbefehl für den Sohn vorgewiesen. Doch diesmal war der Offizier des großen Napoleon zu seinem größten Aerger zu spät gekommen. Durch seinen Bruder Jakob erfuhr Heese von dem Vorgange im elterlichen Hause. Natürlich würde man jetzt alle Hebel in Bewegung setzen, um den Flüchtling noch vor der polnischen Grenze anzuhalten und dann als Deserteur vor das Kriegsgericht zu stellen. Darum galt für ihn nunmehr doppelte Eile und zweifache Vorsicht. Ein Mennonitenjüngling von sehr zaghafter Natur, der ebenfalls Ursache hatte, die russische Grenze zu überschreiten und Heese persönlich besonders nahe stand, schloß sich ihm an.

Von Marienburg reisten die beiden nach Graudenz. Hier trafen sie ungesucht zwei ziemlich verwahrloste Mennoniten aus dem russischen Michelin, die zum Besuch nach Preußen gekommen waren und jetzt heimfahren wollten. Eine bessere Fahrgelegenheit konnten unsere jungen Auswanderer kaum finden, deshalb wurden sie mit den beiden Deutschen aus Rußland auch bald handelseinig und bestiegen als Passagiere deren Gefährt.

Schon wähnten sich die jugendlichen Flüchtlinge außer Gefahr, als sie noch im letzten Augenblick von den Häschern ereilt wurden. Heese und seine Gefährten saßen gerade in Pastwa unweit der Grenze beim Kaffee, als plötzlich ein französischer Offizier eintrat und nach Heese fragte. Gute Freunde (?) hatten ihn verraten und die Franzosen auf seine Spur gelenkt. Im ersten Augenblick schien alles verloren zu sein. Doch merkwürdigerweise ließ der Offizier sich durch Heeses unerschütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit täuschen, und als er später seinen Irrtum erkannte, waren die viere über alle Berge.

Passieren der Grenze

Ohne Unfall erreichten sie nun die polnische Grenze. Die Papiere wurden von den polnischen Grenzbeamten für richtig befunden und die Einwanderer ohne weiteres ins Land gelassen. Vom preußischen Wachthaus aus, von wo ihnen noch Gefahr hätte drohen können, hatte man sie überhaupt nicht gesehen. Aus demselben scholl ein fürchterlicher Tumult, dem wilden Toben einer Meuterei gleich, zu den ängstlich Aufhorchenden herüber. Doch zu sehr mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt, achtete von der tobenden Rotte niemand auf die Grenzpassanten. So waren sie denn vor den Nachstellungen der Franzosen sicher, als ein neuer Zwischenfall Heeses Weiterreise zu verhindern drohte.

Der Chef des russischen Kosaken-Kordons an der Grenze warf sein Augenmerk auf Heese und wollte ihn für seine Kanzelei zurückbehalten. Der Herr wurde mit seinen Werbungen so zudringlich, daß Heese schließlich mit einer Klageschrift an den Zaren drohte, wenn man ihn nicht augenblicklich fort lasse. Dieses Mittel half zwar, doch verstrichen immerhin beinahe fünf Tage bevor ihm der Passierschein nach Jekaterinoslaw eingehändigt wurde. Nun hätten sie ja ruhig und behaglich ihren Weg fortsetzen können, wenn nicht die beiden Fuhrleute so ganz erbärmlich grobe, versoffene Kerle gewesen wären, die unterwegs mit keinem Menschen Frieden halten konnten. Ganz besonders aber hatten sie es auf die jüdischen Schenkwirte in Polen abgesehen. Bei jedem Kruge, der sich am Wege befand, hielten sie an. Hinter jedem Schenktisch aber kredenzte ein Jude, und mit jedem „Mauschel" banden sie sofort Händel an und machten allerlei Skandal. Dieses empörte schließlich den jungen Heese derart, daß er beschloß ,den pöbelhaften Ausschreitungen seiner Fuhrleute ein Ende zu machen. Als dieselben daher auf seine anfänglichen Vorstellungen und Warnungen nicht hören mochten und sogar noch zu Tätlichkeiten und Raufereien übergingen, da riß ihm die Geduld vollends, und er gab den beiden so einen saftigen Beweis seines entschiedenen Willens, daß sie wie geschlagene Pudel heulend zu Kreuze krochen und fernerhin jedermann in Ruhe ließen.

Michelin

Jetzt reisten sie in schönster Harmonie bis Michelin, wo bekanntlich die beiden Fuhrleute wohnten und auch Heese und sein Genosse aufs freundlichste aufgenommen wurden. Michelin bildete kein geschlossenes Dorf, sondern war nach der Weise der amerikanischen Farmen angelegt, wo jeder Besitzer möglichst in der Mitte seines Landstükkes sitzt. Demzufolge sind die menschlichen Wohnungen ziemlich weit von einander entfernt, und der Nachbar hat stets ein gut Stück Weges zum Nachbar. Für gewöhnlich mag dieses recht passend sein, doch wenn unerwartet Gefahr hereinbricht, so ist auch jeder auf sich selbst angewiesen.

Diesen Umstand benutzte einige Jahre später eine Räuberbande, die schon seit längerer Zeit in der Umgegend ihr Unwesen trieb. Eine Abteilung derselben drang eines Nachts in die Wohnung des wohlhabenden Goerz, und da der alte Mann den Räubern keinen Widerstand leisten konnte, so raubten sie alles, was sich nur mitnehmen ließ. Und nicht genug damit, quälten sie den armen Greis auf so eine grausame Weise, daß er am anderen Morgen an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen starb.

Hinaus in die winterliche Steppe

Zwei Wochen lang bielb Heese und sein Genosse in Michelin, dann ging es weiter auf der Straße nach Jekaterinoslaw. Mit Viktualien reichlich versehen, zwei mutige ukrainische Klepper vor dem Wagen, der des vielen Schnees halber auf Schlittenkufen befestigt war, fuhren sie trotz 26 Grad Frost frohgemut in die russische Steppe hinein, einer unbekannten Zukunft im fremden Lande entgegen.

In neun Tagen legten sie die Strecke von Berditschew bis Jekaterinoslaw — an 600 Werst — zwar wohlbehalten zurück, doch nicht so ganz ohne Abenteuer und Beschwerden. Heese wäre am liebsten schon in Berditischew geblieben, wo er bereits mit der Inhaberin des Hotels Breslau, einer bejahrten Matrone, ein Uebereinkommen getroffen hatte, als Geschäftsführer bei ihr einzutreten. Auch hatten sich die vollsten Sympathien der Enkelin und einstigen Erbin dieser Dame dem jungen Deutschen zugewandt, so daß, wie Heese schreibt, „Die Aeuglein Fräulein Linas sich feuchteten, als ich von ihr Abschied nahm." Doch sein Pflichtgefühl war stärker, als seine junge Liebe. Er hatte dem jungen Reisegefährten versprochen, ihn bis Jekaterinoslow zu begleiten, und dieses Wort wollte er einlösen, zumal die bevorstehende Wegstrecke nicht ganz gefahrlos sein sollte.

Abenteuer unterwegs

Schon in Michelin wurde so manches von einer weitverzweigten Räuberbande gemunkelt, welche den Weg nach Jekaterinoslaw unsicher mache, und das dieses nicht ein leeres Geschwätz war, mußten die beiden nur zu bald erfahren. Es war am Abend des vierten Reisetages, als sie im Gasthaus an der Landstraße plötzlich von etlichen Spitzbuben umringt wurden, die ohne Zweifel auch zu jener Bande gehörten, welche etliche Jahre später den Kapellmeister Fliege auf seiner Reise von Jekaterinoslaw nach Berlin tötete, sowie dessen Fuhrmann, einen von Heese für Fliege gemieteten Chortitzer Ansiedler. Ohne Zweifel hat diese Bande auch die bekannten fünf Molotschnaer Kaufleute auf ihrer Reise nach Poltawa erdrosselt Genug, es war schon ziemlich spät, als Heese und sein Genosse in den Hof fuhren. Die Inhaber desselben waren, wie überall dort, Juden, zudem verdächtige Kerle, denen das Kainszeichen auf der Stirn brannte. Unsere Freunde beschlossen deshalb, die ganze Nacht hindurch auf ihrem Wagen bei brennender La-

terne zu wachen. Doch was vermögen zwei unbewaffnete junge Männer gegen eine Rotte bewaffneter Räuber! So auch hier. Im Nu waren sie von den frechen Spitzbuben umringt, deren Galgengesichter unheimlich im roten Widerschein der Fackeln leuchteten, und ohne weiteres wollte sich die habgierige Meute über die leicht errungene Beute machen, als im rechten Augenblick plötzlich ein großer, verdeckter Schlitten, mit vier herrlichen Rappen bespannt, unter klingendem Schellengeläute in den Auffahrtshof hereinbrauste. Und wie von der Erde verschluckt, war das Gesindel verschwunden. Der Rest der Nacht verlief ohne Störung.

Als die beiden Einwanderer zwei Tage später gegen vier Uhr abends soeben ihr Nachtquartier bezogen hatten, kam plötzlich ein in Lumpen gehüllter deutscher Bursche zu ihnen und bat sie mit eindringlicher Stimme, zur Nacht nur nicht in den nächsten Wald zu fahren, da es in demselben höchst unsicher sei. Ebenso plötzlich wie der Junge gekommen war, war er auch wieder verschwunden. Natürlich dachten sie nicht daran, vor dem nächsten Morgen ihre Reise fortzusetzen. Bald nach dem Zusammentreffen mit dem Jungen kam in einem eleganten Schlitten eine stattliche Dame vorgefahren. Ein bärtiger Kutscher im Fuchspelz lenkte die feurigen Braunen. Die Dame begrüßte die beiden jungen Reisenden in deutscher Sprache, wie zwei alte Freunde, und lud sie dringend ein, die Nacht unter ihrem Dache zu verbringen, wo deutsche Gastfreundschaft ihrer harre. Als unsere Freunde jedoch das Anerbieten dankend ablehnten, erklärte die Dame weiter, daß sie in guten Verhältnissen lebe und deutsche Landsleute sehr gut aufnehmen könne. Ihren Wohlstand verdanke sie der Kunst, verborgene Schätze zu entdecken in der Erde, was ihr großen Gewinn einbringe.

Diese Auseinandersetzung trug jedoch nicht dazu bei, das Mißtrauen der jungen Männer gegen die geheimnisvolle Unbekannte zu zerstreuen, und nur um so entschiedener verharrten sie auf ihrer Absage. Die Dame bedauerte zwar solches sehr lebhaft, verabschiedete sich aber schließlich von ihnen. Ein schönes Bund Heu dagegen, das sie ihnen später schickte, wurde mit stillem Dank angenommen.

Vergebens bemühte sich Heese, von der Inhaberin der Schenke, einer Jüdin, zu erfahren, wer die merkwürdige Dame sei. Ganz gegen ihre geschwätzige Art, gab sie dieses jedoch nicht aus, und mit unbefriedigter Neugierde suchte Heese schließlich sein Lager auf, das er sich auf dem duftenden Heu zurecht gemacht hatte. Spät abends kam die Unbekannte nochmals in Gesellschaft ihres Mannes, doch Heese schlief und war nicht zu wecken.

Am nächsten Morgen setzten Heese und sein Genosse ihren Weg fort. Schon mit Anbruch des Tages umfing sie der düstere Wald, vor dessen Schrecken sie so eindringlich gewarnt worden waren. Rechts und links nach einer Gefahr ausspähend, achteten sie nicht mit der notwendigen Aufmerksamkeit auf die Pferde, bis diese plötzlich mit solcher Gewalt zur Seite sprangen, daß der Wagen bald umgekippt wäre. Ein rascher Blick seitwärts belehrte sie über die Ursache: rechts vom Wege

gewahrten sie eine große Stelle im Schnee, total zertrampelt und mit Blut bespritzt. Von hier aus was augenscheinlich ein stark blutender Körper über den Weg ins Dickicht geschleppt worden. Es war ohne Zweifel der Tatort eines soeben ausgeführten Mordes. Durch den Blutgeruch erschreckt, griffen die Pferde mit aller Macht aus, und in wildestem Galopp brauste nun das Gefährt durch den Wald dahin. Erst in der unfern gelegenen Stadt Uman gönnten die furchtbar aufgeregten Männer den abgehetzten Tieren Ruhe und sich selbst Erholung nach den ausgestandenen Schrecken. Ohne Zweifel war auch der Mord im Umanschen Walde wieder eine Schandtat jener Räuber, welche damals die ganze Umgegend unsicher machten. Erst im Jahre 1826 gelang es der Regierung die Bande aufzuheben und der wohlverdienten Strafe des Gesetzes zu übergeben. Ihrer waren aber so viele, daß die gefangenen Mitglieder das ganze Gefängnis in Krementschug füllten.

Auf der Weiterreise von Uman stießen Heese und sein Genosse um 12 Uhr nachts bei hellem Mondschein ganz unerwartet auf eine Zigeunerbande, welche den Deutschen die Pferde wegnehmen wollten. Nur eine schnelle Flucht konnte hier retten. In sausendem Galopp stürmten sie auf der Landstraße dahin, gefolgt von den raubsüchtigen Asiaten, die sich ihre gute Beute auch nicht ohne weiteres nehmen lassen wollten. Die tolle Fahrt dauerte mit Unterbrechungen, wo sich auf beiden Seite die Tiere etwas verschnaufen mußten, bis vier Uhr morgens. Da endlich stießen die Verfolgten bei einer Schenke am Wege auf einen größeren Tschumakenhaufen, der hier Nachtrast hielt, jedoch statt zu schlafen, mit wildem Zechen sich befaßte. Das war unserer Freunde Rettung, die Zigeuner kehrten um. Die zechenden Russen nahmen die beiden Fremdlinge freundlich auf. Doch als ein Priester, der mit dabei war, sah, daß die Deutschen Käse aßen, obwohl es in der Fastenzeit war, sprang er mit dem Rufe „Antichrist" auf Heese los, um ihm mit der Branntweinflasche einen Schlag auf den Kopf zu versetzen. Zum Glück war ihm der eigene Kopf schon schwer geworden, und dieser zog ihn zu Boden, bevor er die Züchtigung an dem sündigen Deutschen ausführen konnte.

Etwa sechzig Werst vor Jekaterinoslaw wären die beiden, als sie auf einer Fähre einen Fluß passierten, bald ertrunken, und nur durch ein Wunder entgingen sie der drohenden Gefahr.

Jekaterinoslaw

Endlich tauchten die Häuser von Jekaterinoslaw vor ihnen auf. Mit Gefühlen des Dankes und der Freude begrüßten sie die fremde Stadt, wo sie aber doch schon die ersten Deutschen und bei diesen freundliche Aufnahme zu finden hofften. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Es dunkelte bereits, als sie vor dem Tore des Mennoniten Heinrich Thießen anhielten, unentschlossen, ob sie hinauffahren sollten, oder nicht. Da sahen sie bei der Grützmühle einen Mann stehen, ohne Zwei-

iel der Besitzer des Hofes. Heeses Reisegefährte, der in den letzten Tagen noch ernstlich krank geworden war, schleppte sich mühsam zu dem unbekannten Manne hin, der in der Tat der alte Heinrich Thießen und Eigentümer des Hofes war. Es bedurfte natürlich keiner langen Bitte um Aufnahme dort, wo Gastlichkeit und Mitleid mit anderer Not wohnte.

„Na foahrt man opp!" rief der alte Thießen dem immer noch am Tore harrenden Heese zu, und freudig spornte dieser seine matten Tiere an, die auch schon die volle Krippe witterten und in beschleunigtem Schritte der Stalltüre zustrebten. „Diese ersten deutschen Laute in preußischer Mundart, die wir in der fremden russischen Stadt hörten, klangen mir wie Musik in den Ohren, und für keine 100 Rubel hätte ich sie hergegeben," pflegte Heese später zu erzählen, wenn er auf seinen ersten Einzug in die Stadt Jekaterinoslaw zu sprechen kam.

Nun endlich waren der langen Reise Mühe und Beschwerden, die Heeses Reisegenosse durch seine Ratlosigkeit, Unbeholfenheit und Krankheit noch bedeutend vermehrt hatte, glücklich überstanden. In der Familie Thießen fühlten sie sich wie in Abrahams Schoß. Sie selbst und ihre Pferde wurden auf das beste gepflegt. Heese suchte sich in seinem Teile erkenntlich zu zeigen, indem er allerhand Wahrheit und Dichtung aus der Franzosenherrschaft in Preußen erzählte. Ein besonderes Gruseln verursachte es seinen Zuhörern, als er in der ihm eigenen lebhaften Weise schilderte, wie der Cousin seines Wirtes in Dirschau unter den Bajonettstichen der marodierenden Polen fiel.

Vier Tage blieben die Einwanderer in Jekaterionslaw, bis der Kranke unter der sorgfältigen Pflege der Mutter Thießen so weit wieder hergestellt war, daß sie die letzte Wegestrecke bis nach den Chortitzer Kolonien antreten konnten. Dankbar, wie Kinder aus dem Vaterhause, schieden sie von den lieben Leuten aus der Stadt. Hier waren Beziehungen angeknüpft, die nicht mehr gelöst werden sollten. Natürlich ahnte der junge, damals noch unverheiratete Heese nicht, daß sein einstiger Sohn einmal die Großtochter der Familie Thießen freien würde. Das alles lag noch verborgen in dem dunkeln Schoße der Zukunft. Jetzt war er von Herzen froh, sofort in Rußland liebe Menschen und gute Freunde gefunden zu haben.

Ankunft in der Chortitzer Kolonie

Nach einer letzten Tagereise kamen sie endlich glücklich im Dorfe Schönhorst, Chortitzer Bezirk, an. Nun sahen sie sich mitten unter Deutschen. Sie waren dort angelangt, wohin sie gewollt. Und vergessen waren die überstandenen Strapazen und Gefahren der Reise. Vergessen aber auch die tränenden Aeuglein der reichen Erbin im fernen Berditschew. Die ewige Vorsehung Gottes hatte Heese andere Wege vorgeschrieben. Ein hervorragendes Werkzeug in der Hand des Höchsten, sollte er den deutschen Ansiedlungen am Dnjepr, und teilweise auch an der Molotschna, zum bleibenden Segen gesetzt werden.

Hauslehrer bei russischem Edelmann

Wo Heese während der ersten Monate seines Aufenthalts in Rußland weilte, ist aus seinen Aufzeichnungen nicht zu ersehen. Doch im Januar des nächsten Jahres, also 1809, trat er als Hauslehrer in den Dienst eines russischen Edelmannes, dessen einzigen Sohn er Deutsch lehren sollte, während er selbst durch seinen Schüler in die Kenntnis der russischen Sprache eingeführt zu werden wünschte. Heese legte sowohl beim Unterrichten als auch beim Lernen einen eisernen Fleiß und eine seltene Ausdauer an den Tag, und solche Faktoren überwinden schließlich alle Hindernisse. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Bald schon gesellte sich zu seinem ersten Schüler ein zweiter, den man ihm von auswärts brachte, und welchem schließlich noch zwei andere folgten. Heese selbst aber, der keine Gelegenheit unbenützt ließ, um russisch zu sprechen und sich immer neue Ausdrücke und Redewendungen anzueignen, gewann für sich an Sprachkenntnissen des Russischen nicht weniger. Er genierte sich auch durchaus nicht, selbst wenn Gäste zugegen waren, mit seinem russischen Kauderwelsch hervorzutreten, natürlich stets zum größten Ergötzen der Anwesenden.

Während die Herren in der Regel am Kartentisch saßen, war des jungen Hauslehrers Platz bei den Damen, die er durch allerlei Erzählungen, Anekdoten und Witze zu unterhalten wußte. Wirkte schon sein sprudelnder Humor an sich erheiternd, so wurde die allgemeine Fröhlichkeit in der Regel gerade durch sein alle Lachmuskeln reizendes Russisch auf die höchste Spitze getrieben. Als er einmal erzählten wollte, daß er sein Pferd beschlagen habe, brachte er es so heraus, als habe er sein Pferd zum Obristen gemacht (Podkowa — Polkownik), was natürlich bei den Damen solch ein hysterisches Lachen weckte, daß selbst die Herren von ihrem Spiel aufstanden und ins andere Zimmer kamen, um nach der Ursache der übermäßigen Heiterkeit zu forschen. Doch mochte man über seine Sprache lachen, so viel man wollte, deswegen hatte man ihn nicht weniger gern. Er selbst aber eignete sich das Russisch immer besser an. Und dasselbe nach Möglichkeit zu beherrschen, war das Ziel seines Strebens der Lohn seines Ehrgeizes.

A. Neufeld schreibt in seiner Broschüre „Die Chortitzer Centralschule": „Es ist Heese nicht genug anzurechnen, daß er, der doch nicht in Rußland geboren, sondern als Erwachsener herübergekommen war, die russische Sprache in einer dazumal ungewöhnlichen Vollkommenheit erlernte, besonders, was die lexikalische Seite anbetrifft, wie man denn auch Heeses Schüler bisweilen scherzweise ‚wandelnde Lexika' bezeichnet hat."

Am 2. Februar 1810 heiratete Heese, nachdem er kurz vorher zum Mennonitentum übergetreten und Glied der Chortitzer Gemeinde geworden war. Die Erkorene seines Herzens war eine gewisse Katharina Penner, die im Winter desselben Jahres aus Preußen kam und gleich ihrem nachmaligen Gemahl zu allererst in dem gastfreien

Hause Thießen in Jekaterinoslaw freundliche Aufnahme gefunden hatte. Von dort holte auch Heese seine Braut. So woben sich allmählich aber stetig fein und fest die Fäden weiter, welche nachmals die Familien Thießen und Heese umschlangen und bis jetzt noch verbinden.

Gebietsschreiber in Chortitz

Heese war sehr glücklich. Das Leben mit seinem jungen Frauchen unter den gemütlichen Russen gestaltete sich mit jedem Tage behaglicher. Als aber nach drei kurzen Jahren seine „Panitschi" allesamt aufs Gymnasium gingen, war natürlich seines Bleibens bei dem Edelmann auch nicht länger, und Heese zog nach Chortitz, wo er Gebietsschreiber wurde.

Seine Kenntnis des Russischen, bei guter allgemeiner Bildung, machte ihn ganz besonders geeignet und erwünscht für diesen Posten, und, beseelt von den besten Vorsätzen, seinen neuen Glaubensgenossen aus aller Kraft treu und redlich zum Wohle der Kolonien zu dienen, zog er frohgemut ins Gebietsamt ein, wo er gleichzeitig eine Amtswohnung hatte.

So lange Heese noch Neuling in seinem Beruf war und keinen rechten Einblick in die kolonialen Verhältnisse und dito Mißwirtschaft hatte, floß sein Leben, einem breiten Steppenflusse gleich, ruhig und ohne besondere Aufregung dahin. Doch schon zu Ende des Jahres 1812 gabs Differenzen mit dem Oberschulzen, die aus der Verschiedenheit ihrer Ansichten hervorgingen. Gleichzeitig fühlte er sich in den Erwartungen, die er an die Gemeinde gestellt, arg getäuscht. Die Mennoniten der neuen Ansiedlung in Rußland waren lange nicht jene Biedermänner, wie er sie in Preußen kennen und schätzen gelernt hatte. Ein bigottes Wesen, bei oftmals niedriger Gesinnung, beherrschte hier viele, sehr viele. Dazu der traurige, erbitterte Kampf zwischen Gebietsamt, Landwirtschaftlichem Verein und Kirchenkonvent! „Um was es sich bei diesem, wie stets in jener Zeit, erbitterten Streit gehandelt haben mag, ist nicht recht klar," *) schreibt A. Neufeld. **) Es waren eben nicht Prinzipien, um die Männer von Ueberzeugung kämpften, sondern kleinliche Rücksichten, über die kleinliche Männer nicht hinüberkommen konnten, weil sie das ganze ungewöhnliche Maß ihres Ehrgeizes und ihrer Selbstehre, wie sich Heese ausdrückte, einsetzten, das Wohl der Gemeinde und den Fortschritt der Sache ganz aus dem Auge verlierend. Das gilt von allen diesen Parteien in gleichem Maß — ‚Zu meinem Gram mußte ich erfahren', schreibt Heese weiter, ‚daß eine selbständige Sekte ein wahres Miniaturbild des Papsttums ist, wo der Hohepriester nicht fehlt.'

Dank seiner Stellung und seinem ausgeprägten Charakter stand Heese bald mitten drin in dem Strudel der Parteikämpfe, den Ha-

*) Um die Hegemonie — die Obergewalt. Epp.
**) „Die Chortitzer Zentralschule".

derudeu ein Hindernis, das alle hinwegspülen wollten, dabei aber einem Felsen gleich, an dem sich die schmutzigen Wellen brachen, und der nicht selten ihren schädlichen Lauf aufhielt oder doch stark eindämmte.

Der damalige Kirchenälteste Johann Wiebe war der Schwiegervater jenes jungen Mennoniten geworden,*) mit dem Heese zusammen aus Preußen kam. Derselbe Aelteste Wiebe hatte ihn bei der Aufnahme in die Mennonitengemeinde eingesegnet und war zudem noch der Cousin eines in Preußen wohnenden Gönners unseres Heese. Alles dieses brachte den Aeltesten dem Herzen des Gebietsschreibers ganz besonders nahe, so daß dieser ihm sein volles Vertrauen schenkte. Solches wußte Wiebe für seine eigenen selbsüchtigen Zwecke auszunützen. Er machte Heese zur Pflicht, nicht nur genau auf den Gang der Kolonialgeschäfte zu achten (das tat Heese auch ohne Erinnerung), sondern ihn auch von allem in Kenntnis zu setzen, da er als Aeltester ganz genau von allen Vorgängen in der Kolonie unterrichtet sein müßte. Heese fand dieses zutreffend und handelte nach dem Wunsch des Aeltesten. Bald jedoch mußte er zu seinem Verdruß einsehen, daß Wiebe nicht soviel die Wohlfahrt seiner Herde am Herzen lag, als vielmehr gewisse Einkünfte aus den Gemeinderevenüen, die man ihm anfangs gezahlt, dann aber vorenthalten hatte. Jetzt benutzte er den günstigen Zeitpunkt und machte die Gemeinde zu neuen Zahlungen willig. Als aber die nötigen Summen ihm wieder in gewohnter Weise zuflossen, änderte sich plötzlich sein Verhalten gegen Heese, der jetzt erst die wahren Absichten seines geistlichen Oberhirten erkannte, die er in seiner Vertrauensseligkeit noch gefördert hatte. Dem Aeltesten aber war es nun unbequem, in die vorwurfsvollen Augen des Gebietsschreibers zu schauen. Auch hatte er alle Ursache, die öffentliche Anklage desselben zu fürchten, weshalb er es für passend fand, ihn überhaupt zu entfernen. Und der junge Heese nahm den Kampf mit seinen Gegnern nicht auf. War es die Hochachtung vor dem Amte, welches Wiebe bekleidete, oder sah er die Erfolglosigkeit seines Widerstandes bei den gegenwärtigen Verhältnissen ein, — genug, er gab als ein vom Kirchenältesten „Geächteter" den Schreiberposten auf und verließ überhaupt die Kolonie.

Verwalter auf dem Gute der Gräfin Siewers

Jetzt wurde er Verwalter auf dem Gute der Gräfin Siewers, die selbst in Petersburg lebte. Hier unter der schlichten russischen Bevölkerung fand Heese reichlich, was ihm in Chortitz von seinen Stammes- und Glaubensgenossen vorenthalten worden war — Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Als das Gut nach zwei Jahren verkauft wurde und Heese wieder seinen Wanderstab weitersetzte, weinte alt und jung ihm nach. Die Alten in der Gemeinde wollten es bei dem neuen Eigentümer durchzusetzen versuchen, daß Heese auch ferner Verwalter bleibe, doch er selbst sagte ab. Die damalige Landpolizei hatte ihm durch ihre

---

*) Heese hatte seinen Namen nicht genannt. E.

Habsucht den Dienst arg verbittert, daß er kein Verlangen danach hatte, sich noch länger in Abhängigkeit von derselben zu fühlen.

Schullehrer in Einlage

Nun zog er wieder zurück ins deutsche Dorf. Er wurde Schullehrer in Einlage, wo auch seine Schwiegereltern, Penners, wohnten, die ein besonders großes Ansehen bei den übrigen Dorfbewohnern genossen. In Einlage war Heese drei Jahre Lehrer. Diese Zeit gehörte zu der angenehmsten seines Lebens. „Die Anverwandten," erzählte er, „hatten wir oft abends bei uns zu Gast. Die Eltern meiner Zöglinge freuten sich über die guten Fortschritte ihrer Kinder in der Schule. Die fünf Pensionäre aus Jekaterinoslaw und von der Molotschna unterstützten mich in pekuniärer Hinsicht derart, daß ich mir einen hübschen deutschen Einspänner anschaffen konnte, auf dem ich dann in Gesellschaft meines munteren Weibchens Besuchsreisen nach Altenau an der Molotschna (15 deutsche Meilen) zur Tante machte, der wir von unseren Einlager Kruschki brachten. Damals gab es an der Molotschna noch kein Obst, während jetzt dort die edelsten Früchte im Ueberfluß vorhanden sind."—

So war Heese vollkommen zufrieden und glücklich in seinem neuen Beruf und suchte und wünschte keine Aenderung. Am allerwenigsten dachte er an eine Rückkehr nach Chortitz, wo er so wenig Freude genossen hatte. Doch die Machthaber in Chortitz dachten bald wieder an ihn. Sie konnten sich nicht so gut ohne Heese helfen, wie sie gehofft, und da es für ihn keinen Ersatz gab, so mußten sie in den sauren Apfel beißen und Heese zurückrufen, damit er von neuem die Bezirksverwaltung übernahm. Wohl kostete es Heese einige Ueberwindung, dorthin zurückzukehren, wo man seinen Fleiß und seine Treue mit so schnödem Undank belohnt hatte, doch sein Pflichtgefühl war stärker als das beleidigte Ehrgefühl. Und er zog zum zweitenmal in die Amtswohnung des Chortitzer Gebietsschreibers ein.

Wieder Gebietsschreiber in Chortitz

Zehn Jahre bekleidete er dann diesen Posten in guten und bösen Zeiten. Es kann nicht behauptet werden, daß man ihm jetzt mehr Verständnis und Entgegenkommen bewiesen hätte. De Gesinnung der Ansiedlung war noch dieselbe wie vor fünf Jahren, — und Heeses Rechtsgefühl hatte noch nicht abgenommen. Er war aber inzwischen ein Mann mit festem Rückgrat geworden, der den Kampf nicht mehr fürchtete und sich auch nicht von kleinlichen Rücksichten bestimmen ließ, wo es sich um Verteidigung des Guten handelte. So mußte es denn natürlicherweise wieder zu Zusammenstößen kommen. Und die Gelegenheit dazu ließ auch nicht allzulange auf sich warten.

Als er sofort im ersten Jahre verschiedene Mißbräuche in der inneren Verwaltung abzustellen und neue Wohlfahrtseinrichtungen einzuführen suchte, fand sich auch sogleich der Widerspruch. Da gabs man-

chen heißen Kampf. Selbst der Präsident des Tutelcomptoirs in Jekaterinoslaw, General von Contenius, hatte ihn, als Proselyten, im Verdacht der Anmaßung und beobachtete jeden seiner Schritte mißtrauisch. „Da war außer Gott niemand meine Stütze, und es gab manche bangen Stunden und schlaflose Nächte", klagte Heese bei der Erinnerung an jene schwere Zeit.

Erst allmählich erwarb er sich das Vertrauen des Präsidenten. Doch als dieser sich von den gesunden Vorschlägen und redlichen Absichten des Chortitzer Gebietsschreibers überzeugt hatte, unterstützte und förderte er dessen Arbeit in der gebührenden Weise. Besonders schwer fiel es dem Präsidenten, daß sein Liebling, der alte Schafmeister Bekker auf der Gemeindeschäferei, auch an das neue Regiment in der Kolonie glauben und seine einträgliche Stelle verlassen sollte. Doch zur Ehre des Präsidenten sei es gesagt, daß er, nach Einsicht in die vorgelegten Beweise, seine persönlichen Gefühle opferte und einen Mann aus dem Kolonialdienst entfernte, der sich seines Vertrauens unwürdig erwiesen hatte.

Unter Oberschulzen J. Töws

Heese's Ansehen stieg nun bei der Behörde immer mehr. Und als dann auch auf seine Veranlassung der Chortitzer Ansiedler J. Töws, ein verständiger und einsichtsvoller Mann, zum Oberschulzen gewählt wurde, hub eine ganz besonders segensreiche Zeit für den Chortitzer Bezirk an. In seinen „Anmerkungen" aus dem Jahre 1853 schreibt Heese von jener Periode: „Durch den Oberschulzen wurden folgende glückliche Taten ausgeführt:

Der unterdrückte Kirchenkonvent wurde wieder aufgerichtet; die große Gemeindeschuld getilgt, statt deren besaß die Gemeindekasse einen netten Barbestand;

die verhunzte Gemeindeschäferei in einen musterhaften Zustand umgewandelt, denn die in Zarskoje Sselo angekauften Zuchtböcke hoben bei sorgfältiger Behandlung der Schafzucht das Produkt bis zur höchsten Stufe der Elektra;

die Spekulanten von dem schon preisgegebenen versiegten Branntweinhause entfernt;

das eingenistete Vagabundengesindel vertrieben;

die öffentliche Dieberei des Kaufmannes . . . (?) und Kronholzes abgeschafft;

der durch Mißbräuche verdorbene Schäfer Bekker durch einen ordentlichen, gehorsamen Mann ersetzt, der zur Verhütung alles Mißtrauens keine eigene Herde besitzen durfte;

der Arrestanten-Transport, ein damals schrecklicher Gegenstand, aufgehoben;

ein Gebietsfuhrwerk nach langem Widerstand von seiten der Obrigkeit angeschafft, um schneller und leichter die Geschäfte betreiben zu können;

dem nächtlichen Unfuge böser Buben wurde gewehrt;

die richtige Zahlleistung, eine sehr schwierige Aufgabe, auf richtigen Fuß gestellt;

die bis dahin fatale, mit großem Aufwande getriebene Gemeindeplantage eingefriedigt und mit geringen Kosten in einen blühenden Zustand umgewandelt und nützlich gemacht usw.;

alles und jedes wurde erneuert und verbessert unter dem Segen Gottes." *)

Nicht wahr, das sind Resultate, auf die ein Oberschulze stolz sein kann, und die ihm eine einsichtsvolle und dankbare Gemeinde hoch, ja sehr hoch anschreiben müßte. Leider war's damals anders. (Und nicht bloß damals!) — Von den Uebelgesinnten, die trübes Wasser brauchen, um besser fischen zu können, wurden alle diese Neuerungen und Verbesserungen angefeindet und in verkehrtem Sinne gedeutet. Diese Leute (und zu ihnen gehörten die Wortführer) stellten im Gegenteil jede Hebung der Kultur, sowie jede höhere Bildung der Jugend, die ein wenig Lesen und Schreiben überstieg, als gefahrvoll für die Gemeinde hin. Die Obrigkeit könne dadurch auf die höheren Leistungsfähigkeit der Kolonie aufmerksam gemacht werden und ihr noch mehr Beschwerden, d. h. Abgaben auflegen! Dieser Kunstgriff der Reaktion wirkte wie ein Zauberschlag auf die damals noch dunle Masse der Kolonisten, wozu sich freilich auch die von den ersten Ansiedlern angestammte Trägheit und Stumpfheit gesellte. Ja, das war richtig. Höhere Leistungsfähigkeit weckte gesteigerte Forderungen. Wozu aber das? Darum Bekämpfung jeder Aufklärung und jedes Fortschritts.

So lange Töws jedoch das Steuer des Gemeindeschiffleins mit fester Hand führte, mußte man sich fügen. Er schuf sich aber damit viele Feinde, die ihn ihre ganze Erbitterung fühlen ließen, als seine Dienstzeit abgelaufen war. Nun kam für die vielen Unzufriedenen die längst ersehnte Zeit der Rache. Und wie man sie ausnützte!—

Töws wurde nicht mehr gewählt. Statt dessen zog ihn der aufgeregte Volkshaufen, welcher die Gemeindevertretung vorstellte, auch noch zur Verantwortung für sein Tun, in dem man nichts als Uebergriffe gesehen hatte, und zwang ihn zur öffentlichen Abbitte. Man staune — Abbitte! — wofür? Für eine ganze Reihe von Segnungen, die sie diesem Oberschulzen verdankten! Solche Beleidigung verwundete das Herz des edeldenkenden und zugleich etwas ehrliebenden Mannes so sehr, daß er von der Stunde an siech wurde und allmählich dahinstarb.

---

*) Ein schöner Zug an Heese ist s, daß er seiner Anteilnahme an all den Wohlfahrtsarbeiten gar nicht erwähnt. Und doch war er zumeist der Initiator und wäre auch Oberschulze Töws ohne ihn nicht fertig geworden. E.

Und doch besaß Töws alle Eigenschaften eines Mannes, die ihn gerade für das Führeramt in der Gemeinde ganz besonders befähigten. Er war ernsthaft, nicht anmaßend, nachdenkend, jede Sache untersuchte er gründlich, in seinen Beschlüssen war er langsam, aber fest, dieselben teilte er stets in kurzen bündigen Worten mit. Er verletzte niemals durch spitze Antworten oder Reden. Das gefällte Urteil mußte genau der Bestimmung gemäß ausgeführt werden, wobei er nach einer väterlichen Ermahnung von dem Bestraften Unterschrift nahm, von seiner Bosheit überhaupt zu lassen. Er hat keinen auspeitschen lassen. Sein ernsthaftes Wesen flößte jedermann Ehrerbietung gegen ihn ein. Nach aufgehobener Sitzung enthielt er sich allen unnützen Geschwätzes über die abgemachten Sachen oder die damit verbundenen Personen. Wenn andere sich darüber ausließen, so schwieg er stille. Die ihm recht gut bekannten Nachstellungen seiner persönlichen Feinde schienen ihn stets zu drücken, doch sprach er zu keinem darüber. Er war überhaupt wenig redselig und nach eitlem Beifall haschen, lag seiner edlen Seele fern. Mit seinen Beisitzern dagegen sprach er über alle Angelegenheiten sehr ausführlich, ohne allen Rückhalt, wie auch alle seine Handlungen den Stempel völliger Offenheit trugen. Wo eine Sache zu vertreten war, stellte er sich persönlich hin, wodurch dieselbe nur gewinnen konnte. Selten brachte er ein Vornehmen nicht zum guten Abschluß.

In Privatgesellschaften führte sich Töws sehr angenehm und vollständig anspruchslos. Er unterbrach niemals die Mitteilungen eines andern, sondern hörte aufmerksam zu und gab einer guten Sache durch freundlichen Blick Beifall. Auch kleine Scherze liebte er, dieselben konnten ihm aber nur ein Lächeln, niemals ein lautes Lachen abgewinnen. Wollte sich aber jemand durch seinen Witz immer wieder hervortun, so wandte er sich von solchem Possenreißer in Unmut ab. Wie sehr mußte sich dieser Mann verletzt fühlen, als man ihm seine Arbeit und Mühe auf so schnöde Weise lohnte. Kein Wunder, daß diese Wunde nicht mehr vernarbte und ihm den Tod brachte.

Heeses Stellung unter Töws war sehr angenehm, die beiden Männer verstanden einander, strebten nach denselben Idealen und suchten sie auf dem Wege des Rechts und der Pflicht zu verwirklichen. Leider sollten Heese wieder neue Dornen auf dem Berufswege wachsen.

Unter Oberschulzen Jakob Penner

Töws' Nachfolger im Amte war abermals ein tüchtiger Mann, der nach bestem Können und Vermögen bemüht war, die guten Traditionen seines edlen Vorgängers fortzuführen. Es war dieses ein gewisser Jacob Penner aus Einlage, Heese's Schwager (Frau Heese war ja eine geborene Penner). „Hätten sich solche tüchtige Männer immerfort nacheinander abgelöst, — unsere Gemeinde stände ohne Zweifel noch heutigen Tages obenan", klagte Heese 1853

Die Einrichtung der Gemeindeschäferei fand Penner bei seinem Amtsantritt in bester Ordnung. Er suchte sie nur durch neuen Ankauf

von Zuchtböcken aus Sachsen noch mehr zu heben. Er bereiste Musterschäfereien zur Selbstbelehrung, fuhr selbst nach den großen Wollmärkten, um die Gemeindewolle möglichst vorteilhaft abzusetzen und war sonst überall bemüht, die bereits eingeführte Ordnung zu erhalten und weiterzuführten und wo es not tat, von neuem Wandel zu schaffen. „Jetzt waren wir endlich“, schreibt Heese, „beim Hauptziel angelangt, eine Gemeindeschule zu gründen zur besseren Ausbildung unserer Jünglinge.“ Dadurch sollte der Unwissenheit endlich ein Damm gesetzt und die Gemeinde nach und nach befähigt werden, richtige und heilsame Beschlüsse zu fassen.

Doch so weit sollte es jetzt noch nicht kommen. Als man diese Absicht des Gebietsamtes merkte, boten die Feinde des Fortschrittes alles auf, um Männer anderen Schlages an die Spitze der Gemeindeleitung zu stellen. Vor allen Dingen sollte Heese entfernt werden, der allein solche Sachen aushecke, die sein Schwager, der Oberschulze, dann willenlos ausführe. Und an Gelegenheiten zu neuen Angriffen fehlte es nicht. Zuletzt bot ein ins Auge fallender Mißerfolg die erwünschte Handhabe, um die Stellung des Gebietsschreibers vollständig zu erschüttern. Auf Heese's Vorschlag hatte nämlich der Oberschulze, dem Cornies'schen Beispiel folgend, ebenfalls nach Sachsen geschickt, um von dort besonders gute Zuchtböcke für die Gemeindeschäferei zu holen. Leider war bei dem Ankauf kein Mann wie Luka Maly dabei gewesen, und die Auswahl infolgedessen herzlich schlecht ausgefallen. Die Nachzucht stand unter aller Kritik. Daran war kein anderer schuld als Heese, der die großen Ausgaben veranlaßt hatte. Und nun fings an zu wettern. Der so lange zurückgehaltene Groll der Schulzen und vieler Gemeindeglieder brach offen hervor.

Heese's Sturz

Es gärte einmal wieder gewaltig, und viele Hebel wurden schon jetzt angesetzt, um den allmächtigen Gebietsschreiber zu stürzen. Oberschulze Penner war nicht der Mann, der diesem Ansturm dauernden Widerstand leisten konnte. Zwar ging der Gebietsschreiber jetzt noch nicht, doch es bedurfte nur noch eines Tropfens, um die volle Zornesschale der Machthaber zum Ueberlaufen zu bringen. Und der Tropfen fiel. Nach einiger Zeit nämlich geschah es, daß etliche ungezogene Buben wegen öffentlicher Widersetzlichkeit gegen das Gebietsamt zu acht Tagen Strafarbeit verurteilt wurden, und — dieselbe auch wirklich ableisten mußten. Das ging den Großen in der Gemeinde ,deren mißratene Sprößlinge von der Strafe betroffen waren, doch zu weit. Und da an dem herben Urteil wiederum kein anderer schuld war als Heese, der Gebietsschreiber, so verlangten die erbosten Väter die Vorladung Heese's vor die Bruderschaft. *)

---

*) Siehe „Johann Cornies, Züge aus seinem Leben und Wirken“. Echo-Verlag.

Das kommt uns heute unbegreiflich vor, doch in jener Zeit wurden nicht selten bürgerliche Vergehen durch den Kirchenkonvent und die Bruderversammlung untersucht und bestraft, und im vorliegenden Falle griff man umsomehr zu diesem Mittel, als man nicht einmal daran denken durfte, Heese bei der Obrigkeit zu verklagen. Aus den benutzten Quellen ist nicht zu ersehen, ob von seiten der geistlichen Leitung irgendwelche Schritte getan wurden, diesen Konflikt beizulegen, und ob dieselben resultatlos blieben. Genug, der Aelteste berief die Bruderschaft in die Chortitzer Kirche, damit die Gemeinde über den auffässigen Schreiber zu Gericht sitze. Die Kirche war gedrängt voll. Viele waren bei der Sache interessiert, die andern trieb die Neugierde. Eine ziemliche Anzahl der Erschienen konnten nicht mehr hinein und machten draußen ihrem Unwillen Luft. Vor dieser Versammlung erschien denn auch der Gebietsschreiber wie vor ein paar Jahren Oberschulze Töws. Der Aelteste leitete die Versammlung. Nach allgemeiner Meinung war die Schuld Heese's so gravierend, daß derselbe sich nur durch ein reumütiges Bekenntnis und durch eine demütige Abbitte retten könne. In tiefem Schweigen warteten denn auch alle auf Heese's Demütigung. Statt dessen geschah etwas, das niemand vorausgesehen hatte und wie ein Blitz aus heiterem Himmel, oder ein ins Pulverfaß gefallener Funke wirkte: Heese erklärte mit lauter Stimme, daß er jeder Zeit bereit sei, vor Gott und der Obrigkeit von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen, den aufgehetzten Haufen hier aber nicht fürchte. — „Er ist ein Teufel," schrie jemand aus der Menge, und heulend stimmten die andern mit ein. Der Aelteste war in größter Verlegenheit; die ganze Geschichte hatte eine Wendung genommen, wie sie für den geweihten Ort der Versammlung doch nicht recht paßte. Und nur mit Mühe konnte er den Tumult stillen.

Unwillkürlich fragt man sich da: Sind das die guten alten Zeiten, welche von manchen so gepriesen und mit stiller Wehmut zurückersehnt werden? — Gute alte Zeiten! — Verhülle dein Antlitz vor Scham, und weine! — Danke Gott, daß diese Zeiten vorüber sind, daß wir Schulen haben, und Erkenntnis, und einsichtsvolle Männer, welche sich dem Gemeindewohl opfern!

Damit war die Bruderschaft zwar zu Ende, nicht aber der Kampf gegen Heese. Bei der nächsten Oberschulzenwahl wurde Penner, des Gebietsschreibers Schwager und Stütze, nicht wieder gewählt. Statt dessen suchte man einen Mann, der zu den entschiedenen Gegnern Heese's zählte, und denselben fand man in der Person eines gewissen Löwen. Die Gebietsbeisitzer waren Löwen ebenbürtige und gleichgesinnte Helfer. Der neue Oberschulze erfreute sich im allgemeinen nicht einer besonders großen Achtung bei der Gemeinde, man beschuldigte ihn des Wuchers. Doch in diesem Falle fragte man weder nach guten noch nach schlimmen Charaktereigenschaften, ausschlaggebend war offene und entschiedene Gegnerschaft gegen Heese. Wie sich die Arbeit nun in dem Gebietsamte gestaltete, kann man sich leicht denken: Alle Vorschläge Heese's wurden vom Oberschulzen verworfen, an den Bau

einer Gemeindeschule war nicht mehr zu denken .Was irgendwie auf eine Verbesserung abzielte, wurde bekämpft. Des Oberschulzen Absicht, Heese durch systematischen Widerspruch zu ermüden und zum Rücktritt zu bewegen, lag auf der Hand. Vergebens waren die Bemühungen der nächsten Behörden, die Leute zur Vernunft zu bringen. Der Präsident des Ansiedlungskomptoirs schickte ein Mitglied der Verwaltung nach Chortitz, um die aufgeregten Gemüter zu beruhigen. Dieser Herr ermahnte das Gebietsamt und den Kirchenkonvent ernstlich, Heese nicht entgegenzuarbeiten, da derselbe das Beste der Kolonie anstrebe. Umsonst. Der Kampf wogte weiter.

Nur ein Jahr lang hielt Heese es noch unter dem neuen Regiment aus, dann kam er bei der Obrigkeit um seine Entlassung ein. Dieselbe wurde ihm denn auch ohne weiteres gegeben. An seine Stelle trat ein bekannter Schwelger. Oberschulze und Gebietsschreiber bildeten ein Herz und eine Seele. Die Wortführer hatten sich beruhigt. Vor jeder Neuerung und Verbesserung war man sicher. Gute Anregungen gingen vom Gebietsamte nicht mehr aus, dafür aber mancher Unfug, den der Gebietsschreiber straflos auf öffentlicher Straße trieb. Zu seinem Genußleben waren immer die nötigen Mittel da, ja, es blieb noch übrig, daß er sich eine Wirtschaft kaufen konnte. Im Gebietsamte handelte man nach der Losung: Wenn wir uns nur einig sind, können wir machen was wir wollen, doch je weniger wir tun, desto besser.

Heese blieb nicht in Chortitz, sondern folgte dem Ruf des Vorsitzers Johann Cornies nach Ohrloff, wo er an der von Cornies gegründeten Vereinsschule Lehrer wurde. Kurz vor seiner Abreise hatte er für die in Rosental ansässige Familie Bartsch noch eine reiche Erbschaft in Preußen gehoben; dafür wurde er anständig honoriert, so daß er noch einige hundert Rubel bar in der Tasche hatte, als er seinen Umzug nach Ohrloff bewerkstelligte. Daß er nicht gerade mit den freudigsten Gefühlen von Chortitz Abschied nahm, kann man sich denken.

An der Molotschna

„Die Molotschnaer Mennoniten," schreibt Heese, „sind ein richtiges, gewandtes Völkchen, unter dem Herr von Contenius auf seinen Inspektionsreisen gern weilte, und wo demselben auch 1818 von dem hochseligen Kaiser Alexander I. bei seiner Durchreise als Ausdruck seines Wohlwollens über die stattlichen Dörfer der Generalsrang und Orden Allerhöchst verliehen wurde."

Es konnte nicht ausbleiben, daß Contenius, der Heese's Tüchtigkeit schon lange Zeit kennen und schätzen gelernt hatte, demselben auch an der Molotschna nahe verbunden blieb. War er ihm in Chortitz ein wohlgeneigten Vorgesetzter gewesen, so wurde er jetzt ein guter Freund, mit dem er sich gerne über ernste Dinge und wichtige Fragen unterhielt. Besonders gerne weilten sie bei religiösen Gegenständen. Doch daß der Mensch aus Gnaden selig werde, ohne allen Verdienst, wie Heese behauptete, darin konnte Contenius ihm nicht beipflichten. Schon

ein Greis, besuchte Contenius ihn einst in Ohrloff und nahm ihn dann auf der Inspektionsreise durch die Kolonien mit. Der vornehme General und der bescheidene Schulmeister nebeneinander in den schwellenden Polstern der Kutsche, sowas sieht man doch wohl heute kaum. „Am Schluß dieser gemeinsamen Fahrt," so erzählt Heese weiter, „nahm Se. Excellenz mit dem wärmsten Händedruck und unter den herzlichsten Wünschen von mir Abschied, kam nach Hause, legte sich darauf nieder und starb mit der Ruhe eines vollendeten Philosophen."

Lehrer an der Vereinsschule in Ohrloff

Zwölf Jahre lang war Heese Lehrer an der Ohrloffer Vereinsschule. Mit bangem Herzen hatte er diesen Dienst angetreten und zwar, weil er dort einen tüchtigen, speziell pädagogisch vorgebildeten Mann, den Lehrer Tobias Voth, ablösen sollte. Voth war in Preußen schon Stadtlehrer gewesen und hatte seinen Ruf als hervorragender Pädagoge auch in Rußland bestens bewährt. Der einzige Mangel an ihm war, daß er kein Russisch verstand, und doch lag es von vornherein in Cornies Absicht, gerade in dieser Schule die russische Sprache besonders zu pflegen. Da war Heese der rechte Mann, und so lange die Kräfte in seinem Alter zureichten, führte und verwaltete er auch die Schule mit dem ihm eigenen Eifer und jener Treue, welche keine Lohnsucht kennt. Den Kindern brachte er gute Kenntnisse bei, durch Lehre und Wandel hielt er sie zur Gottesfurcht an, und er bestand alle seine öffentlichen Prüfungen vor dem Publiko zur allgemeinen Zufriedenheit. Ganz besonders trat er für Einführung der russischen Sprache in den deutschen Schulen ein, und noch in seinem Alter sah er seinen Stolz darin, daß er bezüglich des russischen Unterrichts hinter keinem zurück stehe, wie weit ihn sonst die Vertreter der neueren Methoden, wie etwa Lehrer Franz, auch überflügeln mochten.

Dieses ist um so mehr bemerkenswert, weil zu jener Zeit höchstens von einzelnen die Notwendigkeit der Erlernung der russischen Sprache erkannt wurde.

Auch sonst brachte er der Ohrloffer Vereinsschule großen Nutzen. Bekanntlich wurde diese Schule von Anfang an durch die Beiträge der Vereinsmitglieder unterhalten, wobei der Gründer derselben, Vorsitzer Cornies, stets den Löwenanteil bezahlen mußte. Unter Heese's Leitung mehrte sich jedoch die Schülerzahl bald so stark, daß bereits im zweiten Jahre die Schulkasse einen Ueberschuß aufwies, während man solange nur mit Defiziten gerechnet hatte. Vormals zählte die Klasse 20, jetzt 60 Schüler. Dadurch verdreifachte sich natürlich auch die Arbeit des Lehrers, „doch alle Mühe wurde mir aufgewogen durch den Gehorsam der edlen Zöglinge, meistenteils bereits Jünglinge, und durch die Zufriedenheit der Eltern," schreibt Heese.

Bruch zwischen Cornies und Heese

Doch auch diese gesegnete Tätigkeit sollte bedauernswerter Weise wiederum ein unangenehmes Ende finden, und noch einmal eine Zeit des Kampfes für Heese beginnen, die freilich schon die letzte war, aber auch wohl als seine schwerste Lebensperiode angesehen werden muß. Es kam auch in Ohrloff zum Bruch. Leider harmonierten Cornies und Heese auf die Dauer nicht. Sie hatten zu viel Charakterähnlichkeiten, während ihre soziale Stellung so sehr von einander verschieden war. Cornies, der ein Uebermaß von Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit besaß, überschätzte jedenfalls die physische Kraft seines Schulmeisters. Er rechnete nicht damit, wie sehr 60 Schüler an dem Lebensmark ihres Lehrers zehrten, der ihnen seine beste Kraft opferte, und wollte die seltenen Geistesgaben desselben auch sonst noch zum Wohl der Kolonie ausnutzen. Dem aber war der alternde Körper Heese's nicht mehr gewachsen.

Infolgedessen gab es Verstimmungen zwischen den beiden und wo zwei harte Steine in schneller Bewegung an einander geraten, dort gibts Funken, und auch Brüche, die nicht mehr zusammenwachsen.

Doch lassen wir Heese selber von dem Vorgange erzählen: „Nur ein Umstand war dabei, der schließlich so schwierig wurde, daß ich den Dienst aufsagte. Cornies nämlich bedurfte meiner so unentbehrlich zu allerlei schriftlichen Arbeiten, daß ich denselben alle meine freie Zeit, ja viele Nächte opfern mußte. Mit dem Ansehen bei der Regierung und der Mehrung seines Reichtums wuchs auch die Härte seines Herzens. Wir gerieten mehrere Male aneinander, bis es zur Trennung kam."

Projekt einer Privatschule in Ohrloff

So war Heese wieder einmal über Bord geworfen. Zum Glück hatte er viele Freunde an der Molotschna, und diese baten ihn, in Ohrloff eine Privatschule zu eröffnen. Die Dorfgemeinde bot ihm zu diesem Zweck ein hübschgelegenes Grundstück an. David Cornies wollte ihm zum Bau des Hauses die notwendigen Ziegeln aus seiner Brennerei auf Abschlag des künftigen Schulgeldes für seine Kinder liefern. Andere sagten ihm Geldunterstützung zu. Und somit schien alles beisammen zu sein, die Privatschule ins Leben rufen zu können und einen schweren Sorgenstein von dem Herzen des niedergedrückten Schulmeisters zu wälzen. Doch wer nicht als Sonntagskind geboren ist, dem wachsen bei allem Arbeiten und Streben doch weit mehr Dornen als Rosen am Lebenswege. Und will er schließlich eine pflücken, schnell ist der Dorn da, ihn zu stechen. Heese hats erfahren.

Wiederum kam es anders als er und seine Freunde dachten und hofften. Um voll und ganz Ohrloffer zu werden, was seine dortigen Gönner wohl gewünscht haben mögen, wollte er sich kirchlich und bürgerlich hierher überzählen lassen. Dazu brauchte er einen Entlassungsschein aus Chortitz, den man ihm aber nicht geben mochte. Statt dessen

forderte man ihn zurück, damit er in Chortitz eine Zentralschule einrichte, wie sie in Ohrloff (Vereinsschule) und Halbstadt bereits bestanden. Anfangs weigerte sich Heese diesem Ruf zu folgen, eingedenk der Unannehmlichkeiten, die er als Gebietsschreiber gehabt, wo man alle seine guten Pläne hintertrieb, und in der Ueberzeugung, daß man auch jetzt nicht zweckmäßig zu Werke gehen würde. Nur erst als ihm versprochen wurde, die neue Schule nach seinen Plänen einrichten zu dürfen, ging er auf den Antrag ein. Den Gebietsschreiber hatte man dort nicht länger brauchen können, nun wollte man es mit dem Schullehrer Heese versuchen. Auf diesem Posten, so hoffte man, werde er keinen Einfluß auf die Kolonialleitung haben und somit dem alten Schlendrian nicht gefährlich werden.

Wieder in Chortitz

Gründung der Zentralschule

Mit seinem Ueberzuge nach Chortitz hebt das letzte Kapitel der Heese'schen offiziellen Wirksamkeit an.

1842 finden wir Heese wieder in Chortitz. Seine treue Lebensgefährtin war ihm 1838 in Ohrloff gestorben. In Chortitz traf er bei den Leitern der Gemeinde noch denselben Widerwillen gegen die Schule und alle Bildung überhaupt an wie vormals. Die Zentralschule mußte ja eröffnet werden, weil die Regierung immer stärker darauf drang, doch beim Gebietsamt und Kirchenkonvent fand die Sache keine Unterstützung. Mit Heeses Anstellung hoffte man die Vorgesetzten zufriedenzustellen. Heese selbst aber würde kaum noch den Mut haben, sich bei der Arbeit ihrer speziellen Wünsche zu widersetzen. Da aber der alte Grundsatz: „Je gelehrter, desto verkehrter" noch zu seinem vollen Rechte bestand, so verlangte man in erster Linie von ihm eine Beschränkung des Unterrichtsstoffes. Es widersprach jedoch Heese's Pflicht- und Rechtsgefühl, die Kinder in der Zentralschule nicht weiter fördern zu sollen, als solches in den tiefstehenden Dorfschulen geschah. Und damit war die Streitaxt wieder ausgegraben, und der alte Kampf begann von neuem.

Als Heese in Chortitz eintraf, fand er, daß zum Bau der Zentralschule noch keine Anstalten getroffen waren. Er verlangte nun die Wahl eines Schulausschusses und arbeitete Statuten, Plan und Kostenüberschlag aus. In einem ihm vorläufig zur Verfügung gestellten Hause eröffnet er den Unterricht. Dieses Haus war aber so schlecht eingerichtet, daß Heese eiligst nach Einlage zu seinem Schwiegersohn überzog und nur dringenden Bitten und vielen schönen Versprechungen folgend wieder zurückkehrte.

Bald gab es neuen Anlaß zu Streit und Unfrieden. Der damalige Kirchenälteste wollte die ganze Sache im geheimen und unabhängig von der Obrigkeit betreiben und hintertrieb deshalb die Absendung der den Schulbau betreffenden Dokumente, die erst dann abgesandt wurden, als Heese wiederum seine Demission einreichte.

Der Oberschulze Bartsch, der bereits vom Grafen Kießelew einen Verweis bekommen hatte, weil er den Schulbau zu lange hinzog, beschleunigte denselben nun, konnte sich aber mit Heese bezüglich des Bauplatzes nicht einigen. Dieser wollte — und dabei stieß er auf heftigen Widerstand — unbedingt einen Platz haben, der zu Anpflanzungen passend wäre, und — was noch viel wichtiger ist — er wollte die Schule neben der Kirche errichtet sehen. Eine Forderung, die wiederum von tiefer Einsicht zeugte: Die Schule hat nicht nur Kenntnisse zu vermitteln, sondern hat für die gesamt religiös-sittliche Erziehung der Kinder zu sorgen. Und bei Verfolgung dieser Aufgabe soll die Schule mit der Kirche und diese mit jener Hand in Hand gehen, beide gleich berechtigt, gleich selbständig, beide verbunden durch die Einheit der Ziele.

Auch mit dem Anfange des Unterrichts hatte es seine Schwierigkeiten. Man hatte nicht die nötige Zahl von Zöglingen zusammenbringen können, was damals, wie auch noch später, eine sehr schwierige Aufgabe war, so daß man nicht selten Gewalt brauchen mußte. Man unterschrieb den Kontrakt mit Heese nicht. Kurz, man eilte nur mit dem Bau, freilich nicht aus Eifer, sondern wegen des dem Oberschulzen erteilten Verweises. Reelles, sagt Heese, wollte man nicht, fürchtete man sogar. Heese, der sich gegenüber der Obrigkeit für die Zweckmäßigkeit der Lektionen, selbst für den guten Geschmack der Anpflanzungen verantwortlich hielt, wie auch die Pflicht der Beurbarung und Anpflanzung des Schulplatzes mit den Schulvorstehern teilen wollte, wendet sich, nachdem er einige Male nacheinander schriftlich protestiert hatte, mit einer Klage an das Komitee und bittet, ihn wiederum nach Ohrloff zu beurlauben, wo er eine Privatschule eröffenen wolle. Das scheint gewirkt zu haben, denn wenigstens wählte nun die Baukommission den von Heese gewünschten Platz. Dafür aber vermied sie geflissentlich eine Beratung mit ihm. Wie ihn jenes mit Freude erfüllte, so betrübte ihn dieses. — „Herrlich," schreibt er an den Schulausschuß, „wird sich die Schule auf diesem Platz ausnehmen und der Gemeinde eine Zierde sein. Wenn doch nur auch der Bau dem schönen Platze angemessen ausfiele, das würde der Gemeinde einen Ruhm und für die Schulvorsteher einen Dank bei der Obrigkeit einbringen für den guten Willen und Geschmack. Mich aber würde es mit neuem Mut beseelen, aus der Ueberzeugung, daß der liebe Gott alles Gute, alles Edle segnet." Und dann: „Entziehet Euch nicht von mir mit Euren Beratungen bei diesem edlen, wichtigen Werk, das nur erst begründet werden soll. Aus Treue für Euch bin ich ja hergekommen! Womit habe ich mich denn schon verdächtigt vor Euch, daß Ihr meine Gemeinschaft meidet? Ich will nirgends schädlich anraten, ich will nirgends schädlich handeln, das bezeuge ich Euch vor Gott, den ich fürchte und ehre. Meine früheren Handlungen stehen ja noch da bei Euch und zeugen für mich. Sind sie nicht alle wohlgefällig für die Gemeinde? Lasset doch ab von Eurem Mißtrauen gegen mich und höret meine Anschläge an. Widerlegt mir dabei auch stets mit Grund, das wird mich freuen. So muß es gehen, wenn was Gutes aus der Sache werden soll, den richtig gefaßten Beschluß aber führt aus ohne Wankelmut, das wird das Werk fördern."

In diesem und anderen Briefen zeigt sich auch, wie besorgt Heese um eine würdige Ausführung des Baues in allen Details war. Wahrscheinlich aber wurden seine Wünsche und Ratschläge auch später wenig berücksichtigt; denn ein paar Monate später beklagt er sich, daß man überall zweckwidrig — weil nur zwangsmäßig — handle: den Maurern habe man schlecht nachgesehen, so daß man nun den Schornstein nicht in die Mitte gesetzt habe; den Zaun habe man ohne Proportion und Geschmack aufgestellt, und so werde es wohl auch mit dem Torwege werden; den Fußboden haben man gelegt, als die Erde noch naß war, und zwar niedriger als die Schwellen, zur wahren Unbequemlichkeit und zum Unansehen.

Auch beim Unterricht fand er keine Unterstützung. Die Kinder, beklagte er sich, gehen in Lumpen umher; man hat kein Gefallen an der guten Sache, man muß mit Geduld eine günstige Zeit abwarten, sonst ist alles vergeblich. Auch nach der offiziellen Eröffnung der Schule im neuen Schulhause scheint die Lage des Lehrers, wie der Schule überhaupt, nicht eine viel bessere geworden zu sein. Noch zwei Jahre später muß Heese sehr dringend schriftlich um „Kirpitsch"*) anhalten, um das Brennholz schonen zu können Er beklagt sich über unprompte Auszahlung des Gehaltes, worunter seine Geschäfte sehr leiden, usw.

Heese arbeitet auch Regeln aus, welche für die ersten Gemeindezöglinge gelten sollten. Sie lauten:

1.) Dürfen diese Knaben nicht unter zehn Jahren alt sein, solche, die schon fähig sind, ihre Fassungskraft zu entwickeln; auch müssen sie einige Vorübung im Lesen, Schreiben und Rechnen haben;

2.) müssen sie gesund sein, vorzüglich am Verstande, Gehör, Gesicht, Brust und Lungen, weil aus ihnen fähige Schulzen für die Gemeinde heranwachsen sollen, und weil Kosten und Mühen an ihnen nicht verschwendet werden dürfen.

   Eine gute Anlage zum Singen hat an diesen Knaben auch einen ganz vorzüglichen Wert. usw.

Cornies erhält die Oberleitung auch in der Chortitzer Kolonie

Inzwischen trat an der Molotschna ein Ereignis ein, das seine Wogen auch bis an die Ufer der alten Kolonie schlug. Der neue Präsident des Fürsorge-Komitees, E. von Hahn, stürzte zwei Kirchenälteste: Warkentin entsetzte er seines Amtes, und Wiens verbannte er sogar aus dem Lande, ihrer Widersetzlichkeit wegen, die sie gegen die Anordnungen der bürgerlichen Vorgesetzten bewiesen hatten. Cornies bekam nun die Oberleitung der Molotschnaer Kolonien voll und ganz in die Hände. Sehr ähnlich hatten sich nach der kirchlichen Seite hin auch die Ver-

*) Brennmist.

hältnisse in Chortitz gestaltet. Heese prophezeite darum von Anfang an dem Chortitzer Aeltesten ein Schicksal, wie es die beiden Molotschnaer Aeltesten wirklich ereilte. Doch dieser schenkte seinen Worten wenig Gehör. Als aber Cornies dann auch zum Obervorsteher der Chortitzer Kolonien ernannt wurde und die Zügel der Gemeindeleitung sofort straff anzog, glaubte jedermann, daß er einen heftigen Kampf mit dem Kirchenältesten zu bestehen haben werde. Doch dieser zog es vor, seinen Hals demütig zu beugen und das auferlegte Joch als eine wohlverdiente Strafe Gottes für seine und der Gemeinde Sünden zu tragen.

Cornies Verhältnis zu Heese blieb leider ein gespanntes. Wieviel Segen hätte daraus hervorgehen können, wenn diese beiden Männer voll Charakterstärke, Einsicht und Mut Hand in Hand gegangen wären! Cornies hätte keinen besseren Gehilfen finden können, und Heese keinen würdigeren Vorgänger. Leider, leider menschelt es zu oft auch bei den Besten unter uns, und persönliche Empfindlichkeit hat schon manches große Werk im Keime erstickt. So wurde es zum Unglück auch hier.

Der Vorsitzende des Chortitzer Landwirtschaftlichen Vereins, Siemens, der ebenfalls zu Heese's Gegnern zählte, verklagte diesen im Komitee, als stehe er seinem Wirken hindernd entgegen, erlaube sich Eingriffe in die Finanzen der Gemeinde, reize die Vorsteher der Gemeinden zum Widerstande gegen den Verein usw. — Der Präsident E. von Hahn jedoch hatte seinen äußeren Menschen so gut in der Gewalt, daß er bei der nächsten Begegnung mit Heese sich nichts merken ließ und ihm ebenso freundlich entgegentrat wie sonst. Da war Heese ruhig. Doch bald schon kam ein Zwiespalt mit Cornies, der dem Faß den Boden einstieß.

Heese wird von Cornies des Lehramts entsetzt

Cornies hatte Heese schon im vorigen Schuljahr auf Grund des Gesetzes geboten, einen russischen Schüler, der mit am Unterrichte Teil nahm, sofort aus der Schule zu entfernen. Als der Vorsitzer dann zur Schulrevision nach Chortitz kam und den russischen Jungen noch in der Schule fand, brach sich der lange zurückgehaltene Groll Bahn und Cornies erging sich in heftigen Vorwürfen gegen Heese. Dieser hielt zwar ruhig und schweigend das „Raisonnement“ aus, schaute den Vorsitzenden dann aber mit flammenden Augen an und erwiderte also: „Dieser Knabe hat einen braven Vater, ein ausgedienter Gardeoffizier, derselbe ist durch unglückliche Spekulation bankrott geworden. Er will den Sohn abholen, nur hat er mit der Zahlung noch nicht fertig werden können. Ich aber kann und werde das Kind nicht hinausweisen, auch wenn ich nie entschädigt werde.“ Cornies sah sofort ein, daß er sich übereilt hatte. Die ihm sonst eigentümliche eiserne Ruhe und strenge Selbstbeherrschung hatte ihn in diesem Augenblick doch verlassen. Aber auch nur einen Augenblick. Schon war das innere Gleichgewicht wieder hergestellt, und der Zorn schien verflogen. Zärtlich streichelte er den

erschrockenen Knaben und versprach Heese alle mögliche Nachsicht. Dieser fühlte sich ganz sicher im Bewußtsein seiner Treue und Gewissenhaftigkeit und beruhigte sich bald über den unangenehmen Zwischenfall. Doch wie groß war sein Schreck, als der Präsident ihn plötzlich des Lehramtes entsetzte! —

Weniger schwer war es, daß Cornies ihn bei der Obrigkeit verklagte wegen russischer Pensionäre, die Heese in Ohrloff widergesetzlich in seinem Hause gehalten habe, denn es fiel ihm nicht schwer, dieser Anklage die Schärfe zu nehmen, indem er nachwies, daß Cornies selbst die eigentliche Veranlassung zur Aufnahme der russischen Schüler gewesen sei. Und eine Strafe folgte auch nicht, doch vom Posten war er weg. Die Schule, sein eigentliches Geisteskind, war ihm genommen. Alt und müde, hatte er keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Seine Lage war eine recht kritische. —

Wo jetzt hin? Was nun beginnen? Heese war bereits ein angehender Sechziger, die beste Lebenskraft längst gebrochen. Von den 200 Rubel Gage, die er als Lehrer bezogen hatte, war auch nicht viel übrig geblieben, zumal er nach dem Tode seiner ersten Frau seinen sieben Kindern je 100 Rbl. als mütterliches Erbteil ausgeteilt hatte. Dazu hatte er wieder geheiratet und weiteren Familienzuwuchs bekommen. Nun sich noch eine Existenz zu schaffen, war für den alten Mann keine leichte Aufgabe. Und doch blieb ihm nur dieser Weg übrig, denn auf eine Unterstützung seitens der Gemeinde durfte er nicht rechnen.

Wieder in Einlage

So kaufte er sich denn für billiges Geld in Einlage ein durch Ueberschwemmung verwüstets Grundstück, an zwei Morgen, und mit einer verwahrlosten Kate drauf. Dahin zog er mit seinem jungen Weibe und zwei kranken Kindern, niedergedrückt von alledem, was ihm von neuem in Chortitz widerfahren war. In einer Stimmung, die nahe an Verzweiflung grenzte, machte er sich daran, sein Grundstück zu kultivieren. Zuerst zog er das Unkraut aus, das einem Urwalde gleich alles überwucherte. Dieses mußte ihm dann in trockenem Zustande zur Feuerung dienen. Dann schüttete er von den aufgeschwemmten Hügeln die Ausrisse zu und bahnte sich einen Torweg zwischen den Felsen hindurch. „Die Sonne fand mich bei ihrem Aufgange schon beim Spaten, und der Mond beleuchtete mich beim Karren. Meine Hände und Füße brannten von den Schwülen und Drüsen, die ich mir angedrückt hatte, so daß ich nachts mitunter nicht schlafen konnte infolge der großen Schmerzen," heißt es in seiner Autobiographie.

Sein junges Weib half ihm treu und redlich bei der Arbeit. Sobald sie die Kleinen in süßem Schlummer wußte, arbeitete sie mit in Hof und Garten. „Und doch," fährt Heese fort, „überwand ich diese physische Anstrengung leichter, als jene geistigen, die Cornies von mir verlangte und die mich totkrank machten."

Auch in Chortitz hatte er außer der Schule noch genug mit Gemeindeangelegenheiten zu tun gehabt. So arbeitete er ein Reglement aus zur Erhöhung des Ackerbaues, Verordnungen über das Verhalten zu den russischen Dienstleuten beiderlei Geschlechts, eine Anleitung zur Verbesserung der Viehzucht aller Gattungen, Vorschriften zur Beförderung der Anpflanzungen usw. Fast hats den Anschein, als ob er vom Gebietsamt und vom Landw. Verein nicht minder ausgenützt wurde, als einst in Ohrloff, obgleich man in Chortitz von vornherein in Gegnerschaft zu ihm stand.

Die Kulturarbeit auf dem eigenen Grund und Boden ging rasch von statten. Schon im nächsten Herbst konnte Heese 1000 Maulbeerbäumchen pflanzen, die ihm die Möglichkeit geben sollten, Seidenraupen zu halten und sich mit Seidenbau in größerem Stile zu befassen. Doch die Seidenraupenpest fand ihren Weg auch in das Haus des alten Exschulmeisters und zerstörte alle Aussicht auf den so notwendingen Gewinnst. Unter all seinen Mißerfolgen litt Heese schließlich so arg, daß es ihn mitunter verdroß, länger zu leben.

Zudem war seine Lage im Dorfe selbst nicht die beste. Ich weiß nicht, war das Maß seines Leidens noch nicht voll genug, sollte er sich noch weiter in Entsagungen und Demütigungen üben, um als reines Gold, das im Feuer geläutert ist, aus dem Leben hinauszugehen, — genug, einige Bewohner des Dorfes, besonders aber einige Burschen hatten es sich augenscheinlich zur speziellen Aufgabe gemacht, den greisen, damals schon über 70 Jahre alten Mann auf alle mögliche Weise zu ärgern und zu kränken. War die Dorfpolizei nicht stark genug, um ihn in Schutz zu nehmen, oder drückte sie absichtlich ein Auge zu? Das soll unerörtert bleiben. Genug, es war eben so ärgerlich als traurig, was er sich dort eine Zeitlang gefallen lassen mußte.

Heese wohnte auf dem zuerst gekauften Anwesen nur zwei Jahre, dann erwarb er sich den Hof des verstorbenen Lehrers Hausknecht, der in Einlage eine rühmlichst bekannte Privatschule geleitet hatte. Das neue Grundstück war ungefähr von der Größe des vorigen, doch scheint auf demselben auch nicht sonderlich Ordnung geherrscht zu haben, denn von neuem macht Heese sich daran, wildes Gesträuch auszurotten und Obst- und Maulbeebäume zu pflanzen. Er hatte es jedoch zumeist auf das Hausknechtsche Wohnhaus abgesehen, in das er seine bereits eröffnete Privatschule überführen wollte. Bei diesem Kauf war er 1400 Rbl. schuldig geworden. Das drückte ihn, und um etwas mehr zu verdienen, nahm er herrschaftliche Kinder (Russen) zur Erziehung und zum Unterricht ins Haus, was ihm ein gutes Stück Geld einbrachte. So tilgte er in verhältnismäßig kurzer Zeit sein Defizit, baute Stall und Scheune und stellte beides auf ein hohes Fundament. Ja, er erlaubte sich sogar den Luxus, einen hohen dichten Bretterzaun zu ziehen, um sich vor dem von dem Berge herabströmenden Regen- und Schneewasser zu schützen, das sonst seinen Grund und Boden zu ersäufen drohte, zumal böse Buben noch die Abzugswasserrinnen zuschütteten und dafür eine andere anlegten, welche direkt nach Heese's Hof führte.

Längs der Straße pflanzte er eine Reihe schöner Kruschki, die ebenfalls durch einen Bretterzaun von der Straße abgetrennt waren. Um dem ganzen Hof ein freundliches Ansehen zu geben, hatte sein Sohn Johann denselben mit Oelfarbe schön angestrichen. All diese Ordnungsliebe und Sauberkeit aber wurde ihm von übelgesinnten Dorfbewohnern als ungebührender Luxus und nicht zukommende Anmaßung ausgelegt, für die man den alten Mann ärgern müßte. Und da war denn des Polterns und Schlagens an seine Zäune seitens einiger Straßenhelden oft bis in die Nacht hinein kein Ende. Oder aber die Unruhestifter erhoben solch ein Gebrüll vor seinen Fenstern, daß alle Ruhe der Nacht aus dem stillen Hause weichen mußte. Und solches nicht einmal, sondern fortwährend, Abend für Abend. Und die Machthaber des Dorfes ließen es geschehen. Kein Wunder, da man überhaupt nicht daran gewöhnt war, dem Unfug ungezogener Gassenjungen zu steuern, der übrigens auch in anderen Dörfern seine häßlichen Blüten trieb. Doch gerade von Einlage glaubte er solches nicht verdient zu haben. Er sagt: „Das Einlage, das ich einst von der lästigen Arrestanten-Etappe befreite, dem ich gelegentlich als Ersatz für den sandigen Boden über 600 Deßjatin überflüssigen Landes verschaffte, und solches nicht ohne große Mühe, das hätte mir jetzt so gerne den Rest gegeben."

Zehn Jahre lang hatte er unter derlei Unfug zu leiden. Immerfort hoffte er, man werde vonselbst damit nachgeben. Umsonst. Da wurde er schließlich beim Oberschulzen Dyck klagbar, der durch strenge Vorschrift an die Dorfbehörde dem zwar kindischen, aber sehr unangenehmen Treiben ein Ende machte. Damit zugleich hub für den alten Mann eine neue lichte Zeit an. Sein inneres Gleichgewicht wurde nicht mehr so systematisch gestört, und er konnte wieder mit ganzer Hingebung arbeiten.

Privatschule

Wie in Heese's Schule unterrichtet und erzogen wurde, darüber läßt sich nach den wenigen Aufzeichnungen wenig sagen. Von der Schule hatte er eine hohe Ansicht. Er bezeichnete sie als die „einzige Pflanzstätte zur Entwicklung der gemeinschaftlichen Gesinnung der Jugend etc."

Und wieder war der Alte glücklich. Schon dachte er an die Anschaffung einer Equipage, als neue dunkle Wolken heraufzogen und ein neuer Schlag ihn traf, der seine solange noch bewahrte Selbständigkeit brach und sein Gemüt tief, tief niederbeugte. Ein anderer Privatlehrer, der einst Heese's Schüler gewesen war, ein früherer Taugenichts, wie Heese ihn damals schon bezeichnete, verklagte seinen alten Lehrer beim Direktor des Jekaterinoslawer Gymnasiums, daß er, Heese, widergesetzlich russische Kinder bei sich in Erziehung und Unterricht habe. Der Direktor erschien ganz unvermutet in Heese's Privatschule und deutete ihm an, daß er sein Lehrerexamen machen müsse,

anders dürfe er nicht länger unterrichten. Jedenfalls eine schwere Zumutung für den bereits über 70 Jahre alten Mann, der seine Fähigkeiten gezeigt hatte. Heese hoffte denn auch, man werde ein menschliches Fühlen und Nachsehen mit ihm haben und ihm das Examen erlassen. Doch dem war nicht so. Das Oberschulkollegium in Odessa legte ihm eine Geldbuße auf und untersagte ihm jeglichen Unterricht aufs strengste. Zu dem war auch der Direktor höchst ungehalten darüber, daß Heese seiner Anweisung nicht sofort nachgekommen war.

Da legte sich des alten Schulmeisters Sohn, Heinrich Heese-Jekaterinoslaw, ins Mittel. Zu allererst besänftigte er den strengen Herrn Direktor, mit dem er infolge geschäftlicher Beziehungen gut bekannt war, und dann überredete er den greisen Vater, sich dem verlangten Examen, als einer vollkommen gesetzlichen Forderung, zu unterwerfen. Solches geschah. Der Siebziger stand als Examinand vor dem grünen Tisch. Und er bestand die Prüfung. Der Direktor des Gymnasiums kam bei dem Minister der Volksaufklärung um ein Lehrerzeugnis für Heese ein. Dieses wurde ihm auch ausgestellt, doch mit dem Vermerk, ausschließlich nur deutsche Kinder unterrichten zu dürfen.

Das war für die pekuniäre Seite seiner Arbeit ein sehr empfindlicher Schlag ,denn gerade die russischen Schüler, deren er nicht wenig hatte, waren seine besten Zahler. Heese bekennt denn auch recht wehmütig-offen, der habe sich nicht sofort von seinen „fetten Panitschi*) trennen können, auch dann nicht, als wieder ein schriftliches Verbot einlief. Da traf plötzlich der Schulinspektor bei ihm ein, um die Sache zu untersuchen. Als dieser jedoch den alten Mann sah, der ihm zu dem kein ganz Fremder mehr war, schloß er sein Auge, bis Heese „seine Junker" allesamt — und diesmal für immer — in ihre Heimat abfertigte. Darauf verlief die Untersuchung ohne weitere Folgen für den Schulmeister.

Doch — „ein Unglück kommt selten allein". Auch bei Heese nicht. Das Hausknechtsche Wohnhaus erwies sich als so locker zusammengefügt, daß Heese sich gerade jetzt, wo seinen Einkünften die Schlagader unterbunden war, zu einem Neubau gezwungen sah. Er führte denselben zwar so bescheiden wie möglich aus, doch baute er massiv, und da mußte er wieder Schulden machen. Zudem stellten sich Nahrungssorgen ein. Das alles stimmte Heese traurig und drückte ihn schließlich derart nieder, daß sich der gebeugte Nacken nicht mehr aufrichtete. Auch diese ungewöhnlich starke Natur wurde zuletzt durch die unaufhörlich auf sie niederfallenden Schläge gebrochen. — Armer, alter Mann! — Wie viele Lehrer teilen im Alter mit dir dasselbe Schicksal!

In dieser tieftraurigen Stimmung fand ihn eines Tages ein guter alter Freund von der Molotschna, der ihn besuchen wollte. Heese erkannte ihn nicht einmal sofort, doch schaute er freundlich auf, als dieser seine Hand mit den Worten ergriff: „Was machst du denn eigent-

*) Herrensöhnchen

lich, mein Alter?" — „Ich konnte nicht antworten vor Wehmut", erzählte Heese nachher, „und das Weinen steht mir so schlecht." —

Und nun floß das volle Herz über von alledem, was sich an Weh, Kummer und Sorgen darin angehäuft hatte. Hatte ihm die Aussprache schon einen Teil der Last vom Herzen genommen, so fiel noch ein heller Sonnenschein in sein Haus, als bald nach der Abreise des Gastes eine größere Summe Geldes für Heese eintraf, welche nicht allein zulangte, seine Schulden zu decken, sondern ihn auch der Sorgen für die nächste Zukunft enthob. Das war ein herrliches Dankopfer seiner Molotschnaer Freunde und Schüler. —

Heese's Tod

Bis zu seinem Lebensende ist Heese dem Werk derSchule treu geblieben. Die Einkünfte waren gering, die Schülerzahl schmolz bis auf zehn zusammen. Die letzte Zeit mußten ihm seine erwachsenen Kinder beim Unterricht helfen. Doch schon auf dem Krankenstuhle sitzend, trug er seine Lektionen mit dem alten Eifer vor.

Heese schließt seine Autobiographie mit den Worten: „Meine irdischen Wünsche sind zu Ende, meine Wallfahrt beugt mich sehr, meine Sehnsucht nach der Ruhe des ewigen Friedens ist groß! Der gute Engel des Bundes, unser Herr Jesus, wird mich nun bald einführen in sein seliges Kanaan! Ihm sei Ehre in Ewigkeit!"

Heese starb am 12. April 1868. Seine irdischen Ueberreste wurden auf dem Einlager Friedhofe zur langen Grabesruhe gebettet. Um einen hervorragenden, guten und nützlichen Mann waren die Kolonien ärmer, der Himmel um einen Seligen reicher geworden.

Nachtrag

Wir sind mit dem biographischen Teil unserer Arbeit vorausgeeilt, können dieselbe aber nicht gut abschließen, ohne vorher noch einen kurzen Rückblick auf jene Zeit geworfen zu haben, wo Heese bereits von allen Gemeindeämtern los war und in Einlage nur noch seiner Privatschule vorstand. Heese, der wohl Ursache gehabt hätte, sich grollend von allen Gemeindeangelegenheiten zurückzuziehen, nahm auch ferner an dem Entwickelungsgange der Gemeinde den regsten Anteil. Er konnte es auch nicht unterlassen, durch Vorschläge und Winke, die er dem Gebietsamte und den sonstigen Gemeindeleitern gab, in wohltätiger Weise den Gang der Gemeindegeschäfte nach Möglichkeit zu beeinflussen. „Es geht mir," schreibt er in seiner Zeit, „wie jenem Schlachtrosse, das da wieherte, als es den Schall der Trompete hörte, obgleich es selbst schon gelähmt war."

Allmählich trat in der bürgerlichen Gemeindeverwaltung der Chortitzer Kolonien eine erfreuliche Aenderung zum Bessern ein. Man war zu der Einsicht gekommen, daß durch die früheren allgemein angewandten schärfsten Strafmaßregeln, die in zahlreichen körperlichen Züchtigungen ihren Gipfelpunkt erreichten, die gewünschte Besserung

nicht zu bewerkstelligen sei. Man wollte oftmals in Cornies'scher Weise vorgehen, doch es fehlte die Cornies'sche Autorität. Nun war Cornies gestorben. Ein zweiter Mann mit solchem eisernen Willen und diesem ausgesprochenen Herrschertalent fand sich nicht wieder.

Vielleicht war auch schon die Zeit für ihn verstrichen. Andere Bedingungen lagen vor, da mußten auch andere Mittel benutzt werden. Der Präsident des Fürsorgekomitees von Hahn hatte seinen Platz an Baron Rosen abgetreten, was auch nicht ohne Einfluß auf die Kolonien blieb. Und so wurde in der inneren und äußeren Verwaltung manches anders. Dazu brach der Krimkrieg aus. Derselbe lenkte die Aufmerksamkeit und auch die Tätigkeit der Kolonisten, und vornehmlich ihrer direkten Vorgesetzten, in neue Bahnen. Die Ansiedler mußten mit ihren Fuhrwerken das selbstgelieferte und selbstgebackene Brot nach dem Kriegsschauplatz stellen. Zurück nahmen die Fuhren verwundete Soldaten mit, welche in den Kolonien in wirklich christlicher Weise aufgenommen und verpflegt wurden. Die Unglücklichen dankten es den Deutschen aus treuem Herzen nicht selten bis zum letzten Atemzuge.

Der Chortitzer Oberschulze Siemens bot alle seine Kraft auf im Dienste der Gemeinde und des hart bedrängten Vaterlandes. Er schonte sich nicht, doch die Kriegsangelegenheiten nahmen alle seine Zeit und Kraft so vollständig in Anspruch, daß an den inneren Ausbau der Gemeinde nicht gedacht werden konnte. Als der Krieg endlich vorüber war, verschied auch Oberschulze Siemens infolge eines Blutsturzes.

An seine Stelle kam der Oberschulze Dyck. Präsident des Fürsorgekomitees war damals ein gewisser Islawin, der lieber nichts tat, um keine Fehler zu machen. Die Oberverwaltung in Odessa konnte keinen rechten Einfluß mehr auf die Kolonien bekommen, da die Herren Generäle, welche diesen Posten bekleideten, allzuschnell wechselten. Islawin, der nichts tat, wurde durch von Hamm abgelöst. Diesem folgte von Lisander, der sofort eine solche Menge von Reformen in Angriff nahm, daß die Ansiedler gar nicht mehr aus dem Staunen herauskamen und mit der Durchführung der Vorschriften nicht folgen konnten.

Die Gemeindeschäferei wurde durch ihn aufgegeben, und damit fielen auch alle Revenüen weg, welche die Schafzucht der Gemeinde eingebracht hatte. Die Gelder zur Besoldung der Vormundschafts- und sonstiger Kolonialbauten sowie der Kanzeleien mußten durch direkte Steuern von den Ansiedlern erhoben werden. Außerdem gab er Statuten heraus, nach welchen die Zentralschule in ein Lehrinstitut auch für Kinder lutherischer Eltern umgewandelt werden sollte, usw. — Noch war man mit der Durchführung seiner Pläne lange nicht fertig, da trat Herr Ettinger an seiner Stelle, und schon verbreiteten sich die ersten Gerüchte von der nahe bevorstehenden Aufhebung des Fürsorgekomitees.

Bei so vielen und so abwechslungsreichen Vorgängen in dem Leben der Kolonie konnte der alte Heese nicht passiver Beobachter bleiben. Er gab Ratschläge und übte Kritik. Keinem stand solches besser zu

als ihm, doch von keinem mochte man es weniger gern hören, weil man ihm recht geben mußte. An keinem übte er so scharfe Kritik als an dem Oberschulzen Bartsch. In einem Memoradum legte Heese seine Ansichten über die Pflichten eines rechten Oberschulzen nieder, wobei er zugleich alle Mißstände in der Kolonie aufdeckt. So groß die Versuchung auch für uns ist, diese Regeln „für einen braven Oberschulzen" zu Nutz und Frommen unseres und des nachkommenden Geschlechts hier folgen zu lassen, müssen wir doch aus Raummangel widerstehen, möchten aber den kommenden Geschichtsschreiber auf dieses Dokument, das sich im Besitze der Familie Foth-Chortitz befindet, aufmerksam machen. Dagegen wollen wir die allgemeinen Angelegenheiten noch kurz streifen.

Die Frohndienste, schreibt Heese, müßten abgeschafft werden. Tausende und abermal Tausende von Zechen werden immerfort gemacht, ohne auch nur eine Sache von Wert und Bedeutung hergestellt zu haben. Fast alle Dörfer wurden 1845 mit Wagen, Pferden und Mannschaften aufgeboten, und doch mußte Einlage untergehen, während man bei guter Ordnung das Dorf hätte halten können. *)

Die neue Schäferei auf Grünfeld, — wieviel Tausende Zechen hat sie gekostet, ohne das Kapital, wofür fünf solche Schäfereien hätten gebaut werden können. Die Zechen müssen jeden Monat, oder alle zwei Monate im Gebietsamte angegeben werden und zwar in Gegenwart aller Schulzen, um den sich eingeschlichenen Betrug wieder aufzuheben. Bei solchen Gelegenheiten hat der Oberschulz mit den Schulzen frei und offen auch über alles andere zu beraten, wie jene Männer es taten, die zum Segen der Gemeinde wirkten.

Besonders eiferte Heese gegen die bei Bartsch gesunkene Rechtspflege: Dieses Grundübel, die Quelle des ganzen sittlichen Verderbens, muß durchaus aufgehoben werden, dann wird sich die Sache bald anders gestalten, dann wird die Gemeinde ihr Heil bald selbst erkennen lernen. Die nächtlichen Umtriebe müssen durchaus abgestellt werden, sonst muß es zu Anklage bei der Obrigkeit kommen. Bisher mußte man sich fürchten, diese Bosheit dem Gebietsamte anzuzeigen, um nicht aus dem Regen unter die Traufe zu kommen. Die russischen Dienstleute machen sich auch unausstehlich. Was ist aber mit diesen zu tun, wenn die deutschen Jungen es noch weit ärger treiben? Und doch ist es ein leichtes, dem Uebel abzuhelfen. Die Schulzenämter allein werden die Ordnung aufrecht erhalten können, wenn sie auf ernste Unterstützung seitens des Oberschulzen rechnen dürfen.

Doch wo liegt alles Uebels Wurzel? Heese legt sie im Nachstehenden bloß: „Es gibt in der Gemeinde immer noch, besonders unter den jungen Familien, recht viele Faulenzer. Die bisherige bummelnde Verwaltung konnte nichts zu deren sittlicher Umwandlung tun, was eine wahre Schande für uns ist. Dem aber sollte ein Ende gemacht werden. Die Schulzen müssen dafür aufkommen, daß niemand in dem

*) Es handelt sich um die große Dnjeprüberschwemmung in jenem Jahre.

Dorfe irgend eine Art von Zahlungsrückständen hat; solche Nachsicht ist ganz unrecht. Sie stärkt nur die Nachlässigkeit, und um dieser Nachlässigen halber muß der Schulze Zettel über Zettel ausschreiben, wodurch die ordentlichen Wirte nur beunruhigt werden.— Von unsern Leuten ist fast kein Tagelöhner zu haben. Es gibt unter unsern Deutschen Arme, die lieber auf der Faulbank liegen, als daß sie auf Arbeit gehen, nicht einmal ihre Wohnungen reinigen sie ordentlich. Solche Nachlässigen läßt man noch aus der Gemeinde auf fremde Gründe ziehen, wo doch nichts aus ihnen wird. Sie selbst müßten zur Arbeit gezwungen werden und ihre Kinder vermietet werden. Doch solche Handlungsweise hat man bis jetzt als eine Unbarmherzigkeit gegen die Brüder angesehen. Die Meister der verschiedenen Handwerke nehmen lieber auswärtige Lehrburschen an, denn die Jungen unserer Leute wollen sich an keinen Gehorsam gewöhnen und sind nicht von dem nächtlichen Herumtreiben abzuhalten. Will ein Meister hierin Ordnung schaffen, so laufen ihm die Lehrjungen fort, und zwangsweise zurückgebracht werden sie nicht.

Der Handwerkerstand steht überhaupt verwaist da. Für den jungen Nachwuchs besitzen wir kein Land mehr, und dennoch wird dem Gewerbe nicht der mindeste Vorschuß geleistet. Die faulen Väter ziehen mit ihren Kindern auf fremden Grund und Boden und lassen sie dort verwildern, indessen es uns überall an Dienstboten mangelt und den Gewerbetreibenden an Lehrburschen. Ein jeder will sich lieber seine edle Freiheit wahren, als daß er Dienst nimmt, und wer sich doch zum Dienst bequemt, der will auch bei großem Lohn seinen Willen haben."

Auf die Schule kommend, fährt er fort: „Die Erziehung der Kinder in der Furcht Gottes kommt aus einem wahren christlichen Glauben. Ein Vater, der die Zucht an seinem Sohne versäumt, ehrt weder Christum noch die Gemeinde und wird unter seinen eigenen Kindern einst leiden müssen. Wir billigen keinen höheren Unterricht (Vorbereitung) für unsere Seelsorger. Müßten dann nicht unsere Schulen um so höher stehen, aus denen Jünglinge von Geist und Erkenntnis in der heil. Schrift hervorgingen, die nicht nur das Wort kümmerlich ablesen, sondern auch erläutern können? Einen fähigen Schullehrer sind wir glücklich in Franz zu haben, durch den wir zum Ziel kommen können, nur muß sein Wirkungskreis erweitert werden. Seine ausgearbeitete Schulinstruktion muß der Oberschulze zur Befolgung einführen, sonst wird aus der ganzen Sache nichts.

Zur Bildung unserer Jugend muß noch mehr als das Doppelte des gegenwärtigen Aufwandes gegeben werden, wenn wir uns in der Schulsache selbständig erhalten wollen. Unsere Jünglinge müssen auch in der russischen Sprache Meister werden, so wie in der deutschen durch Franz. Sie müssen durchaus soweit kommen, fertig reden, übersetzen und Vorträge halten zu können, anders kommen wir nicht durch. Sie ist die Landessprache! Nur frisch dran, Gott wird helfen.

Die abgelaufenen 25 Jahre haben uns in Unehre gebracht, ein würdiger Oberschulze kann uns mit Gottes Hilfe in wenig Jahren

wieder zu Ehren bringen, und das Volk wird befreit werden von seinem alten unseligen Dünkel."

Wir würden das Bild Heese's unvollkommen gezeichnet haben, wollten wir nicht noch seiner patriotischen Gesinnung Erwägung tun, die allem Revolutionären abhold war und treu und fest für Rußlands Herrscherhaus und Macht stand. Diese Gesinnung tritt klar aus einem Briefe an seinen Sohn in Jekaterinoslaw hervor, in welchem er unter anderm also spricht: Aus einliegenden meinen Gedichten wirst du ersehen, daß ich auf einen glücklichen Ausgang des Krieges*) für Rußland, im Vertrauen auf Gott und auf die Gerechtigkeit unsers Monarchen, im Innern des Herzens gefaßt bin, obgleich es ohne schreckliches Blutvergießen und große Gefahren nicht abgehen wird. Frankreich und England werden ermüden, wenn Oesterreich ruhig bleibt. Ich bete ohne Unterlaß zu Gott um Beistand für unser Heer im Kampfe. Die Feinde sind stark, ihre Waffen mörderisch, aber unsere Offiziere und Soldaten sind sehr tapfer, vor ihren blanken Waffen bebt der Feind. Könnte nur erst unsere Kavallerie zum Einhauen kommen! Die Gefangenen klagen sehr über die Keckheit der Kosaken in den stürmischen Nächten. Sie zeigen, wie selbige die überrumpelten Vorposten mit Karbatschenhieben und unter dem Zuruf: Haida! Haida! vor sich hertreiben. Solche schrecklichen Nächte werden von ihnen schlechtweg Kosaken-Nächte genannt. Schrecklich wird das Blut in der Krim fließen. Unsere werden über Haufen von Leichen steigen, um mit den Bajonetten beizukommen. Gelingt ihnen dieses, dann sind sie Sieger. Ich möchte doch wissen, was eure spitzigen Demokraten in der Stadt zu meinen Versen sagen würden. Freilich werden sie dieselben geschmacklos finden. Johann könnte sie seinem Mietsmanne gelegentlich einhändigen, er ist jo wohl ein Deutscher, aber vermutlich auch ein Demokrat.

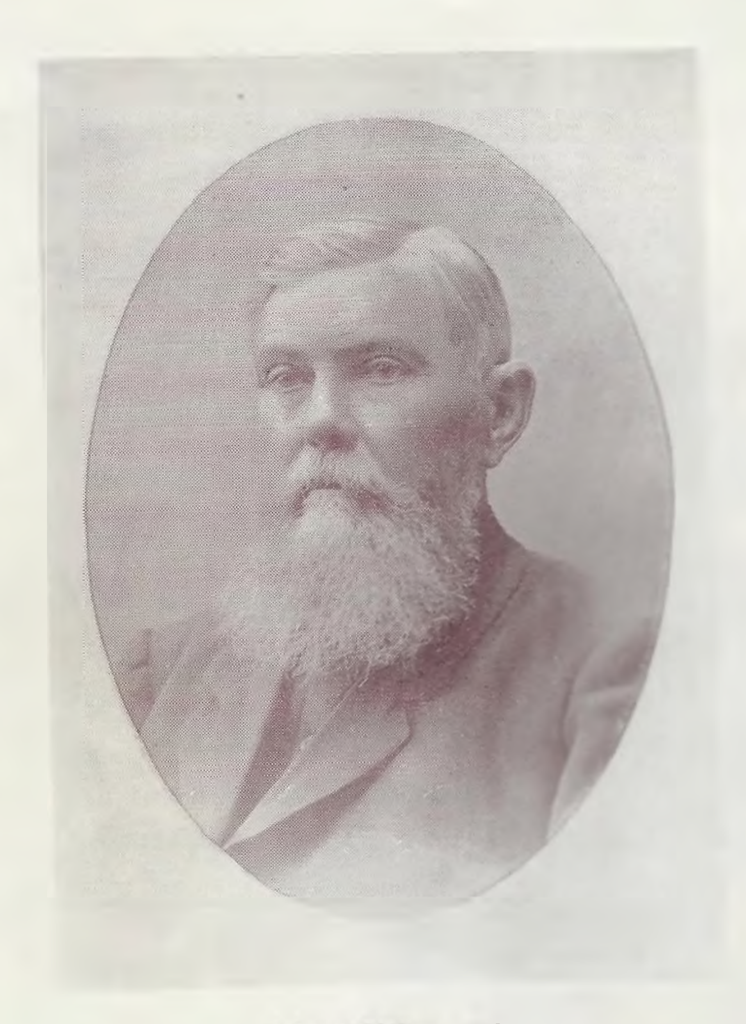
In einem dieser Gedichte heißt es:

Ja, Rußlands Söhne sind wir! Kraftdurchdrungen
Entsproß dem Ruhm der Slaven alt Geschlecht.
Die Herzen hält das Vaterland umschlungen,
Des Kaisers Wort ist uns Gesetz und Recht.
Ruft uns der Zar, wenn Kriegssturm wettert,
Wir stehen auf! Und sieh: zerschmettert
Liegt dort der Stolz, den Rußlands Feind gebar.
Mit uns ist Gott im Himmel immerdar!
Verlangt ihr mit Titanen euch zu messen,
Ihr, Christi Feinde! Hier ertönt es laut:
Herr, unser Hort, du hast uns nie vergessen,
Ein Herz ist Rußland, das dir fest vertraut!
Wenn wir uns rüsten für den Glauben,
Wer kann den hohen Mut uns rauben?
Gott steht auf, des Zaren Wort gebeut,
Und seines Landes Feinde sind zerstreut.

* * *

*) gemeint ist der Krimkrieg





Johann Philipp Wiebe

Johann Philipp Wiebe

Sein Leben und Wirken in den Mennoniten-Siedlungen in Rußland

Gesammelt und verarbeitet von Nikolai Regehr.

Einleitung

Immer seltener werden unter uns die Alten, die über Leben und Wirken unseres Volkes in der russischen Vergangenheit aussagen können. Besonders über die Verdienste einzelner Männer um die Mennonitensiedlungen in Rußland können nur noch wenige berichten. Die Dokumente darüber sind aber in Rußland vernichtet worden. Ich danke es allein den Erinnerungen von Johannes J. Wiebe in Golzwarden Oldenburg, Deutschland und der Anregung von Jakob Corn. Töws, Leamington, Canada, im „Boten", daß diese Niederschrift, nur ein kleiner Beitrag zur mennonitischen Vergangenheit in Rußland, entstanden ist. Prof. B. H. Unruh, Karlsruhe hat uns im „Boten" in einem kurzen Abriß über die kolonisatorische Leistung Johann Cornies' in Rußland berichtet. Auf dem Friedhof in Ohrloff stand B. H. Unruh, so berichtet er uns, als nachdenklicher junger Mensch vor dem Grabstein des großen Förderers mennonitischer Eigenständigkeit in Rußland: einer unvollendeten Säule.

Gewiß, Johann Cornies konnte sein Werk nicht so vollenden, wie er es sich gedacht haben mag. Aber er legte ein festes Fundament, auf dem seine Nachfolger, wenn auch nicht in dem Tempo des Meisters, nach und nach einen Bau errichteten, der echten Christenglauben mit der Schönheit geistigen und materiellen Daseins in reinster Harmonie vereinigte. Viele haben an diesem Bau mitgewirkt, die nie genannt wurden. Zu ihnen gehört auch Johann Ph. Wiebe, der Enkel des „kolonisatorischen Organisators" Johann Cornies. Wollen wir heute etwas über J. Ph. Wiebe aussagen, so können wir es nicht nach vorliegenden Dokumenten mit feststehenden Daten tun. Wir können lediglich die Erinnerungen derer zu Grunde legen, die ihn persönlich kannten. Aber auch nach diesen Erinnerungen ersteht vor uns ein Mann, der ganz aufging in der Arbeit für das Gemeinwohl seiner Mitmenschen und Glaubensbrüder. Wir erkennen in seinem ganzen Tun ein Weiterwirken an dem Werke seines Großvaters Cornies. Um aber den Träger vieler öffentlicher Ämter, den vorbildlichen Landwirt und Tierzüchter, um den Menschen J. Ph. Wiebe ganz zu verstehen, so wie er damals auf seinem Posten stand, müssen wir uns zuerst in die Blütezeit der Mennoniten-Siedlungen in Rußland zurückversetzen.

Das Siedlungswerk der Rußland-Mennoniten

Welchen Weg legten die Siedlungen der Mennoniten in Rußland zurück, nachdem Johann Cornies im Jahre 1848 den Schauplatz seiner rastlosen und zielstrebigen Arbeit verließ?

Wir wissen, daß die Auswanderung der Mennoniten aus dem Weichselgebiet (Westpreußen) nach Rußland im Jahre 1787 begann und sich in kleineren und größeren Zeitabständen bis zum Jahre 1865 fortsetzte. Die ersten Siedlungen entstanden im Umkreis der Dnjepr-Insel Chortitza bei der Kreisstadt Alexandrowsk (Saporoschje) auf dem rechten und linken Dnjepr-Ufer (1790 bis 1833 — 18 Dörfer). Ein zweiter Auswandererschub im Jahre 1804 gründete unweit der Asowküste die Molotschna-Kolonie, die mit ihren 57 Dörfern die wohlhabendste und mustergültigste Mennoniten-Siedlung in Rußland wurde. Weitere 20 Dörfer entstanden in den Jahren 1853 bis 1873, also schon nach dem Tode J. Cornies' im Gouvernement Samara. Diese drei Siedlungskomplexe, die Mutterkolonien genannt, bildeten den Grundstock für eine weitreichende Ausbreitung und Siedlungstätigkeit der Mennoniten über das europäische und asiatische Rußland. — Es war wie immer ein langsamer und schwerer Anfang. Fest gegründet auf den Glauben ihrer Väter begannen die Mennoniten mühsam, den jungfräulichen Steppenboden urbar und ertragsfähig zu machen.

Als obrigkeitliche Instanz für die Mennoniten-Siedlungen, wie auch für andere Kolonisten im südrussischen Raum, galt die russische Kolonialbehörde. Den Mennoniten wurde jedoch gleichzeitig eine weitgehende Selbstverwaltung und innere Rechtsprechung gewährt. Volle Glaubensfreiheit sicherte ihnen das kaiserliche Manifest zu. In diesem gegebenen äußeren Rahmen betätigten sich ein Johann Cornies und seine Nachfolger für das Eigenleben ihrer Glaubensbrüder und den wirtschaftlichen Fortschritt der Siedlungen.

Es seien hier nur erwähnt: Die Einführung der Seidenraupenzucht und die damit verbundene Anpflanzung von Maulbeerhecken, die planmäßige Anpflanzung von Gärten und Wäldern, die das Abtragen des losen Humusbodens durch die Steppenwinde verhinderte, und die Einführung der Schwarzbrache.

Gottes Segen ruhte sichtlich auf dem Tun unserer Vorfahren. Gut beraten und von klugen Männern gelenkt, entwickelten die Mennoniten durch ihren starken Arbeitswillen, ihren Ordnungssinn und ihre ganze nüchterne und realistische Lebensweise eine wirtschaftliche Kraft, die es ihnen mitermöglichte, im alten Rußland ihrem Glauben und ihren Traditionen zu leben, auch wenn diese von staatlicher Seite angegriffen werden sollten. Erinnern wir uns allein an die Lösung der Wehrdienstfrage in Rußland zugunsten der Mennoniten, auf die wir noch zurückkommen werden. Zunächst müssen wir noch die große Linie der Entwiklung der Mennoniten in Rußland weiter verfolgen.

Die Mennoniten-Familien in Rußland waren sehr kinderreich. Aus den ersten mennonitischen Einwanderern wurde durch ständige Zuwan-

derung aus Westpreußen, vor allem aber durch die starke Vermehrung bis zum Jahre 1922, eine Glaubensgemeinschaft von 120,000 Seelen. Mit dem schnellen Anwachsen der Zahl der Seelen entstand die sogenannte „Landlosenfrage“. Man ging daran, für die heranwachsende Jugend neue Siedlungsmöglichkeiten zu schaffen.

Schon bei der Ansiedlung hatten die Mennoniten von der russischen Regierung sogenanntes „Reserveland“ erhalten, das in Besitz und Nutzen der Gemeinden verblieb. In der ersten Zeit hatte man darauf Viehzucht betrieben. Bei steigender Urbarmachung wurde das Land an meistbietende Bauern verpachtet. Die Pachteinnahmen flossen wieder den Gemeindekassen zu und wurden zur Vergrößerung der Gemeindeländereien verwendet. Auf diesen bereitgehaltenen „Pachtartikeln“ wurde die heranwachsende mennonitische Jugend angesiedelt. Es entstanden dann, als in Südrußland Landknappheit eintrat, die Tochtersiedlungen in Sibirien und Mittelasien. Nicht weniger als 290 Tochtersiedlungen mit einem Landbesitz von 495,043 Deßjatinen (1 Deßjatine — 1,0925 ha) wurden in dem kurzen Zeitraum von 1860 bis 1913 gegründet. Diesen Tochtersiedlungen standen nur 90 Mutterkolonien mit 204,966 Deßjatinen Landbesitz gegenüber. Vom Schwarzen Meer bis zum Ob und dem Amur an der mandschurischen Grenze siedelten unsere mennonitischen Glaubensbrüder.

Besondere Erwähnung verdient auch das sich mit der Zeit entwickelnde mennonitische Großgrundbesitzertum. Entsprechend ihrer bäuerlichen Einstellung legten die Mennoniten ihre Gewinne in Neuland an. Auf diese Weise erwarben mennonitische Gutsbesitzer insgesamt 328,300 Deßj. Land. An landwirtschaftlichen Großbetrieben von 10,000 bis 14,600 Deßj. Größe gab es in Rußland drei. Der Rest befand sich in Händen von 298 Gutsbesitzern. Sie gingen aus mennonitischer Mitte hervor und verblieben auch weiter in dieser Gemeinschaft. Als Vertreter und Sprecher ihrer Glaubensbrüder haben sie sich bei den russischen Behörden immer mit Nachdruck und Erfolg für das gesamte Mennonitentum eingesetzt. Außerdem standen sie stets mit ihrem Vermögen ein, wenn es galt, die Gemeinschaft fördernde Anstalten zu gründen.

Es seien in diesem Zusammenhang die 400 Volksschulen, 25 Zentralschulen, 2 Handelsschulen (Kommerzschulen), die Taubstummenanstalt, eine Predigerschule und die zwei Lehrerbildungsinstitute der Mennoniten-Siedlungen in Rußland erwähnt. Nicht vergessen werden darf die Lösung der Wehrdienstfrage im Jahre 1874. Nachdem 10,000 Mennoniten kurz entschlossen nach Amerika ausgewandert waren, erlaubte die russische Regierung den Mennoniten die Ableistung der Dienstpflicht in den staatlichen Forsteien. Für den Unterhalt, angefangen beim Kasernenbau und aufgehört bei der Verpflegung, mußten die Mennoniten selbst aufkommen. So betrugen die Ausgaben für den Unterhalt der Dienstpflichtigen im Jahre 1913 beispielsweise, 347.492,73 Rubel. Es war die Gemeinschaftsleistung und die Opferfreude aller, die es ermöglichte, dem Prinzip der Wehrlosigkeit treu zu bleiben.

Zu jener Zeit lebten die Mennoniten in Rußland treu ihrem Glauben und ihrer althergebrachten Ueberzeugung. Sie hielten ungestört ihre

Gottesdienste ab, veranstalteten Sängerfeste und kulturelle Treffen.

In Verbindung mit diesem allgemeinen Lebensbild unserer Mennoniten-Siedlungen, muß auch das Wirken der einzelnen Förderer unserer Gemeinschaft in der Vergangenheit gesehen werden, auch das des Gutsbesitzers Johann Philipp Wiebe.

Die Familie Wiebe

J. Ph. Wiebe wurde am 4. 10. 1849 in Juschanlee, auf dem Gute des in unserer Geschichte bekannten Johann Cornies geboren. Sein Vater ist Philipp Ph. Wiebe, seine Mutter Agnes, geb. Cornies, die Tochter von Johann Cornies. In seinem siebenten Lebensjahr verlor er seine Mutter. Da der Vater Philipp Wiebe viel arme Geschwister hatte, nahm er diese zu sich nach Juschanlee. Eine seiner Schwestern wurde die Erzieherin seines Sohnes. Die einzige Schwester J. Ph. Wiebes starb in jugendlichem Alter. Er war erst 18 Jahre alt, als sein Vater Philipp Ph. Wiebe starb. Einige Jahre später verlor er auch seinen Bruder Philipp.

Freigiebig, hilfsbereit und gutmütig, wie der junge Johann Philipp veranlagt war, fürchteten seine nahen Verwandten, er würde die ererbten Güter seines Vaters in kürzester Zeit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zuführen. Obgleich auch in späteren Jahren die oben erwähnten Eigenschaften bei Johann Philipp dominierend blieben, ruhte auf seinem ganzen Tun sichtbar Gottes Segen.

Mit Ausnahme seines sechs-jährigen Besuches der damals in Südrußland berühmten Schule „Richelieu" in Odesse, verlief sein Ausbildungsgang in den zu jener Zeit bei den Mennoniten üblichen Bahnen. Schon früh lernte er durch seinen Jugendfreund Bernhard Warkentin dessen Schwester Helene kennen, die er im Jahre 1871 ehelichte. Dieser Ehe entsprangen sechs Kinder. Nur die beiden jüngsten, Elisabeth und Johannes, überlebten ihre Eltern.

Nach dem Tode Philipp Ph. Wiebes führte dessen Bruder Cornelius Wiebe die Betriebe für seine noch jungen Neffen Johannes und Philipp. Es ist bezeichnend für Johannes Ph. Wiebe, wie er die Teilung des Erbes mit seinem Bruder einleitete. Er sagte zu ihm: „Willst Du zur Rechten, so gehe ich zur Linken." Sein Bruder Philipp wählte die Güter Juschanlee und Kopaschlee, Johannes Philipp erhielt so das Gut Kampenhausen und den alten Hof Nr. 4 in Ohrloff, den sich noch Johann Cornies erbaut hatte.

Landbesitz der Familie Wiebe

Das Gut Kampenhausen hatte schon der Vater von Johannes Ph. Wiebe erworben. Philipp Ph. Wiebe hatte außer dem Gute Juschanlee einen Teil des Gutes Taschtschenak am Flusse Taschtschenak, unweit der Stadt Melitopol, von Johann Cornies geerbt. Sein Erbteil von Taschtschenak verkaufte er seinem Schwager Johann J. Cornies. Den beab-

sichtigten Kauf des 12,000 Deßj. großen Gutes Buruntscha auf der Krim unterließ er aus verschiedenen Gründen. Einer der Hauptgründe war die große Entfernung vom Lebenszentrum der Mennonitensiedlungen, denn die Eisenbahn als Verkehrmittel existierte damals noch nicht. Es zeigt sich auch hierin wieder das starke Gemeinschaftsbewußtein der Wiebes.

Philipp Ph. Wiebe entschloß sich darauf, das Gut Stokopani (Kampenhausen) am nördlichen Ufer des Asowschen Meeres, unweit der Stadt Genitschensk zu kaufen. Er erwarb es von der Baronesse Kampenhausen, die auf ihrem Gute bei Bachmut (heute Artjemowsk) lebte, und bezahlte das Zweifache des Preises auf der Krim, d.h. 55 Rubel je Deßjatine. Daher mußte er sich auf den Kauf von ursprünglich 5,200 Deßj. beschränken. Allerdings erwarb er damit auch Gebäude und Inventar und die Getreideernte einiger Jahre, die in den Speichern unverkauft lagerte.

Im Zuge der Uebereignung dieses Gutes an Ph. Ph. Wiebe traten jedoch Schwierigkeiten ein, die durch den zeitlichen Zusammenfall der Uebereignung mit der Bauernbefreiung in Rußland ausgelöst wurden. Das Gesetz über die Befreiung der leibeigenen Bauern verpflichtete die Gutsbesitzer, die, wie die Baronesse von Kampenhausen, leibeigene Bauern hatten, diesen je Bauernhof staatlich festgesetzte Landparzellen zur freien Nutzung zu überlassen. Die Bauern ihrerseits waren verpflichtet, den Kaufpreis von 40 Rubeln je Deßjatine im Laufe von dreißig Jahren an ihren ehemaligen Gutsherrn abzuzahlen. Die Bauern von Stokopani (Kampenhausen) weigerten sich, diesen Kaufpreis zu zahlen. In diesem Falle sah das Gesetz eine Abfindung der Bauern in der Form vor, daß der Gutsherr ihnen ein Viertel der staatlich festgesetzten Parzellen unentgeltlich zu überlassen habe. So ergab es sich, daß die Baronesse von Kampenhausen bei ihrem Gute Stokopani 1500 Deßj. unverkauften Landes übrighielt. Dieses kaufte dann schließlich Philipp Ph. Wiebe zum Preise von 35 Rubel je Deßj. und vergrößerte somit seinen Besitz Kampenhausen auf 6700 Deßj. Nach dem Tode ihres Vaters teilten die Söhne dieses Gut auf, daß Johann Ph. das Gut Kampenhausen mit 3900 Deßj. übernahm und der Rest, 2800 Deßj., Kopaschlee genannt, an den Bruder Philipp fiel.

Das nunmehr Johann Ph. gehörende Gut Kampenhausen hatte ca. 2700 Deßj. Ackerland, von denen 1300 Deßj. in Parzellen aufgeteilt an die Bauern des ehemaligen Leibeigenendorfes zu ermäßigten Preisen verpachtet wurde. Witwen und Waisen wurde die Pacht in der Regel erlassen. Etwa 1200 weitere Deßj. Ackerland hatte die Familie Wiebe in Eigenbewirtschaftung. Der Rest war unbeackertes Weideland, auf dem J. Ph. Wiebe Pferde, Schafe und Rindvieh züchtete. Als Milchkühe wurden die schwarzbunten Holländer gehalten. Zwecks Aufzucht guter Arbeitsochsen wurden verschiedene Rassen immer wieder gekreuzt, bis man durch die günstigste Kreuzung des einheimischen wolhynischen Steppenrindes mit Scharole, Simmenthaler und Romanjola den arbeitsfähigsten Zugochsen erhielt.

Ebenso versuchte man, das an das Klima gewöhnte leichte Remonte-



Gut Kampenhausen der Familie Wiebe. Wirtschaftshof mit Stallungen, Speichern, Wohnhaus. Links die russisch-orthodoxe Kirche.

Pferd donischen Einschlags durch Kreuzung mit dem Araber-, Percheron- und Oldenburger Pferd zu veredeln. Man kreuzte Merino-Schafe mit dem wallachischen und tschuntukschen Fettschwanzschaf. Das edle Yorkshire- und Birkshire-Schwein verdrängten das ungeeignete südrussische Steppenschwein. Ferner wurden auf Kampenhausen Kamele, Büffel und Ziegen gehalten. Selbst die Geflügelfarm war vorbildlich. Alle edlen Rassen waren auf ihr vertreten. Man hielt und züchtete den schwarzen und braunen Spitz. In Kampenhausen wurde auf gute, in der südrussischen Steppe widerstandsfähige Rassen hin gezüchtet und die allrussischen landwirtschaftlichen Ausstellungen und Tierschauen belohnten diese züchterische Arbeit, indem sie die Kampenhausener Zuchtexemplare mit silbernen und goldenen Medaillen prämierten.

Bis zum Jahre 1905 wurde Kampenhausen von Cornelius Wiebe und Nikolai Penner verwaltet, die Johann Ph. Wiebes Angestellte waren. Dann übernahm das Gut der Sohn Johann Ph. Wiebes bis 1909 und nach ihm Peter Cornies, der Schwiegersohn. Johann Ph. Wiebe behielt als festen Wohnsitz seinen alten Hof in Ohrloff.

Im Jahre 1909 erwarb er das Gut Schelegino. So benannt nach dem angrenzenden gleichnamigen See. Es lag in Westsibirien im Gouvernement Tobolsk, Ischimer-Kreis, 70 km nördlich der Stadt Petropawlowsk. Es umfaßte 6200 Deßj. Land und wurde mit 37 Rubeln je Deßj. von den Gebrüdern Smolin-Kurgan erworben. Schelegino hatte 2800 Deßj. Wald, 800 Deßj. Niederungswiesen und 2800 Deßj. Hochland, sogenannte Waldsteppe. Von 1909 bis 1917 wurde Schelegino von Johann Ph. Wiebes Sohn Johannes verwaltet. Der Ackerbau befand sich mit 150 Deßj. im Anfangsstadium. Es wurden etwa 150 Stück einheimische Kühe gehalten, die man auch hier zur Verbesserung der Milchleistung mit Shorthorn und Simmenthaler Vieh kreuzte. Sibirische Kirgisenpferde wurden mit dem Oldenburger Pferd gekreuzt. Das Gut Schelegino ist nicht mehr zur vollen Entwicklung gekommen. Ohne Krieg und Revolution hätte es sich wie Kampenhausen rasch zu einem fortschrittlichen Musterbetrieb entwickelt und seine landwirtschaftliche Umgebung wie Kampenhausen fördernd beeinflußt. So ging es schon im Jahre 1918 in Flammen auf.

Öffentliche Ämter

Verdienste um Landwirtschaft und Viehzucht

Im besten Sinne für das Allgemeinwohl wirkten zu allen Zeiten Männer, die aus innerer Überzeugung, aus freiem Willen in wirtschaftlicher Unabhängigkeit, ohne Anspruch auf Ruhm und Ehre Last und Arbeit auf sich nahmen. Zu dieser Kategorie selbstloser Menschen gehörte auch Johann Ph. Wiebe.

Seine Tätigkeit als Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins stand uneigennützig im Dienste der Förderung von Landwirtschaft und Viehzucht in den Mennoniten-Siedlungen. Sein Gut Kampenhausen lieferte prämiertes Zuchtvieh an die Siedlungen in der Molotschna und

auf die Krim. Er führte in den Siedlungen die Körung der Hengste und Bullen ein, gründete zudem eine Stammherde roter Ostfriesen-Kühe auf der alten Schäferei, aus der die Dörfer mit Bullen beliefert wurden. Er legte ein Stutbuch an, in das nur gekörte Stuten aufgenommen wurden. Die Nachzucht kam jährlich zur Musterung. Selbst die weite Reise nach Deutschland scheute er nicht, um Zuchthengste und frische Zuchtbullen für die Siedlungen zu kaufen. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft setzte er sich für die Einhaltung des Schwarzbrache-Systems ein, propagierte die Kunstdüngung und veranlaßte das Probefelder-System für Versuchszwecke auf der alten Schäferei. Noch im Kriege 1914/18 begann er das Molkereiwesen in den Siedlungen zu fördern.

In den Rat des Kreis-Semstwo in Melitopol und Berdjansk und später auch des Gouvernement-Semstwo in Simferopol gewählt, erhielt Johann Ph. Wiebe die Möglichkeit, wie Johann Cornies zu seiner Zeit, auf Entscheidungen, die die Mennoniten-Siedlungen betrafen, unmittelbar einzuwirken. Wenn seine Stimme im Rat des Semstwo nicht durchdrang, fand er manchmal für ihn sehr typische Mittel und Wege, um sich Gehör zu verschaffen. Sehr bezeichnend ist folgende kleine Begebenheit: Da es zu jener Zeit im Süden Rußlands keine Kunststraßen gab, geschah es oft, daß einzelne Reisende oder auch ganze Kolonnen an besonders stark versumpften Stellen steckenblieben. Wiebe, der seine Reisen immer in einem Viergespann machte, um an solchen Stellen nicht steckenzubleiben, ließ einen festgefahrenen Reisenden nie im Stich. Auch wenn er es noch so eilig hatte, mußte sein Kutscher die Pferde vor den anderen Wagen spannen und ihn aus dem Sumpf herausziehen. Der Zufall wollte es, daß er an einer Sumpfstelle, die zu pflastern er im Kreis-Semstwo schon mehrfach gefordert hatte, was aber immer abgelehnt worden war, einem festgefahrenen Beamten des Kreis-Semstwo begegnete. In diesem Falle, half er aber nicht. Freundlich erklärte er dem Beamten, daß dies die sumpfige Stelle sei, die gepflastert werden müsse. Dann versprach er, aus der nächsten Ortschaft vom Amt Hilfe zu schicken, empfahl dem Beamten unterdessen den Kostenanschlag für die Beseitigung dieses Mißstandes zu machen und fuhr davon. Darauf wurde die Sumpfstelle gepflastert.

Unverwirklicht blieb sein Vorschlag, die in dem Semstwo zu Melitopol angestellten und recht kostspieligen Agronomen, die für den Kreis eine recht hohe Belastung waren, zweckentsprechender zu entlohnen. Wiebe hatte vorgeschlagen, diesen Agronomen statt Gehalt eine Landparzelle von etwa 500 Deßj. aus staatlichen Länderein zu überlassen. Hier sollten sie Musterbetriebe errichten und damit erstens ihr Können unter Beweis stellen, zweitens durch ihren Musterbetrieb Beispiel für die Bauern sein und drittens ihren Unterhalt aus dem Betrieb selbständig bestreiten. Dieser Vorschlag für eine gesunde Lösung dieser Frage wurde abgelehnt. Wahrscheinlich geschah es in der sicheren Voraussicht, daß die wissenschaftlich geschulten Landwirte und fragwürdigen Beamten in der Praxis gegenüber den Bauern und Gutsbesitzern schmählich versagt hätten. Sein größter Kampf in dem Semstwo galt immer den Beamten, die ihre Stellung dazu mißbrauchten, den Bauern auszunutzen und

sich auf Kosten des letzteren zu bereichern. Wo er nur konnte, wirkte er zum Schutze und Nutzen der Bauern, ganz gleich, ob sie Mennoniten oder Russen waren. Er war ein erklärter Gegner der Tierärzte, Agronomen, der Ärzte und nicht zuletzt auch der Banken. Er nannte sie die privilegierten Mörder des Bauerntums. Auch diese Eigenheit vervoll-



Johann Philipp Wiebe und sein Sohn Johannes J. Wiebe in Reisepelzen (der Tschumarka) im Jahre 1907.

ständigt nur das Bild des schlichten, in seiner Gesinnung bäuerlichen Menschen Johann Ph. Wiebe.

Auch sein Kampf gegen die Getreide-Spekulation blieb ein Mißerfolg. Obgleich dieser bäuerlichen Natur das kaufmännische Rechnen gänzlich abging, und Wiebe diesen seinen Mangel kannte, versuchte er dennoch, den gewissenlosen Getreidehändlern, die die Bauern um einen Teil ihrer schwer erarbeiteten Erträgnisse brachte, entgegenzutreten. Wiebe erwarb einen Lagerplatz mit Schuppen im Hafen von Genitschesk, in der Absicht, die Ernten der Bauern aus eigenen Mitteln und mit

Hilfe von Bankkrediten zu guten Preisen aufzukaufen und so der Spekulation entgegenzutreten. Die verbündeten Getreidehändler waren aber kapitalkräftiger und hatten ihm gegenüber den längeren Atem.

Aus seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Landwirtschaft und Tierzucht wissen wir bereits, daß es ihm nicht an Experimentiergeist mangelte. Dieser war so lebendig in ihm, daß er z.B. seinem Schwager Bernhard Warkentin aus Newton, Kansas/USA, einen größeren Posten Krimer Winterweizen als Saatgut nach Übersee schickte. Warkentin hatte sich, besuchsweise auf Kampenhausen und in den Siedlungen weilend, als Mühlenbesitzer für diesen Weizen interessiert. Er verteilte das Saatgut an amerikanische Farmer in der Umgebung von Newton; da der Weizen ein vorzügliches Mehl ergab, fand er in Amerika große Verbreitung und wurde schließlich nach fortgesetzter Züchtung der heute bekannte Manitoba-Weizen.

Schon frühe wurde Wiebe zum Kassierer und Leiter der Taubstummenanstalt in Tiege gewählt. Die Anstalt lebte von freien Spenden und dem Kassenverwalter fiel die Aufgabe zu, Möglichkeiten herauszufinden, um ausreichende Mittel für die Anstalt bereitzuhalten. Auf Spendenlisten zeichnete er als Erster und bei Veranstaltungen zugunsten unserer Anstalten pflegte er zuerst einen Geldschein in seinen Hut zu legen, um dann selbst die Runde zu machen und weitere Spenden zu sammeln. — Sein Werk ist auch der Bau des Altersheims auf der alten Schäferei bei Tiegerweide.

Da Wiebe den alten Hof in Ohrloff zum ständigen Wohnsitz gewählt hatte, ergab es sich von selbst, daß bei Prüfungen in der Taubstummenanstalt, in der Zentralschule und bei Veranstaltungen jeder Art sein Haus allen von auswärts kommenden Gästen offen stand. Bei ihm trafen sich die Mennoniten von Gütern, die weiter abseits von den Siedlungen lagen. Bei diesen Zusammenkünften in seinem Hause besprach er mit seinen begüterten Freunden die Höhe der Spenden für Taubstummenanstalt, Altersheim und andere gemeinnützige Einrichtungen. Wiebe führte bisweilen acht verschiedene Kassen für gemeinnützige Zwecke.

Mit Johann Klatt, Ohrloff, und Peter Heese, Unenzow, die sich in der selben Zeit besonders um das Schulwesen unserer Siedlungen verdient gemacht haben, konferierte er häufig in letzterer Angelegenheit. Allen Dingen gegenüber aufgeschlossen und zugänglich, sah er die Fehler und Mängel unserer noch jungen Siedlungen, erkannte rasch Möglichkeiten, sie abzustellen, und war dann rastlos tätig, bis er sein Ziel erreicht hatte. Mit seinem bekannten Viergespann war er viel auf Reisen innerhalb der Siedlungen. Die Tierschauen vom landwirtschaftlichen Verein in Melitopol, Halbstadt, Berdjansk leitete er stets persönlich, während sein Kutscher Sergej ihm assistieren mußte. Dennoch blieb ihm Zeit, sich für die Ausgestaltung der letzten Ruhestatt unserer Toten, die Verschönerung der Friedhöfe zu kümmern.

Mensch und Persönlichkeit

Die Züge des Menschen und der Persönlichkeit Johann Philipp Wiebe sind aus dem Gesagten oft hervorgetreten. Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Menschen. Es wird uns berichtet, daß er schon als Jüngling auf der Schule in Odessa der Beschützer der Schwachen und Kleinen war. Mit Liebe umgab er seine Familie, seine menschlich-christliche Gesinnung mündete in der Fürsorge für die Bedürftigen, wie wir schon wissen. Doch machte er nicht Halt bei seinen Glaubensgeschwistern. Die Witwen und Waisen der in Nähe Kampenhausen gelegenen Russendörfer wurden von ihm regelmäßig unterstützt. Aus den Speichern von Kampenhausen erhielten sie allwöchentlich das Notwendige zum Leben. Für die Kinder der Arbeiter von Kampenhausen hatte er eine eigene Lehrkraft eingestellt, weil ihm die Staatsschule des Russendorfes nicht genügte. Er unterstützte eine ganze Anzahl begabter aber mittelloser junger Menschen und ermöglichte ihnen ein Studium. Mancher verdankt die Absolvierung des Lehrerseminars seiner Hilfe.

Als einmal zwei Bevollmächtigte der Tochterkolonie Orenburg nach Halbstadt (Molotschna-Kolonie) kamen, um bei der Wolost eine Geldanleihe zum Ankauf von Saatgut zu erwirken, wurden sie vom Oberschulzen in Gegenwart von Johannes Ph. Wiebe, der zufällig anwesend war, mit folgenden Worten abgefertigt: „Ihr wollt nur nicht arbeiten. Dafür haben wir kein Geld." Diese grobe Absage beeindruckte den stets hilfsbereiten Menschen Wiebe so stark, daß er die beiden Orenburger Bevollmächtigten in seinem Wagen mit nach Ohrloff nahm, für die Bürgschaft leistete und ihnen so die erforderliche Summe beschaffte.

Es ist bezeichnend für ihn, daß er einmal geschehene Fehler seiner Verwalter oder seines Sohnes auf den Gütern niemals rügte. Sein Wahlspruch war dann: „Nur wer nichts tut, begeht keine Fehler". Sehr böse konnte er dagegen über nachlässige oder falsche Behandlung der Arbeiter und des Personals werden. So war er einmal zufällig auf Kampenhausen, als in das Kontor eine Leine gebracht wurde, die der Sohn seines alten Schäfers gestohlen haben sollte und die man tatsächlich auf dessen Hof wiedergefunden hatte. Wiebe ließ seinen alten Schäfer Nikita Kriwonos rufen und unterzog ihn einem strengen Verhör. Als Nikita alles abstritt und von der Sache nichts wissen wollte, ergriff ihn heftiger Zorn und er schlug, seiner Sinne nicht mehr mächtig, mit der Leine auf Nikita ein. An seinen Sohn Hans gewandt, sagte er: „Ich ertrage es nicht, daß mich mein alter Nikita, den ich liebe, belügt" und fuhr fort Nikita zu züchtigen. Als Nikita aber geständig wurde und um Verzeihung bat, warf er die Leine sofort von sich, umarmte Nikita und küßte ihn. Weinend gingen Herr und Diener ins Wohnzimmer, tranken Tee zusammen und sprachen über die guten alten Zeiten.

Wir modernen Menschen der Gegenwart mögen über dieses Strafgericht denken, wie wir wollen, es war in seinem Ergebnis doch wirksamer und zugleich menschlicher als die distanzierte Justiz unserer Zeit.

Gerät die Landwirtschaft in Europa oder Amerika in wirtschaftliche Schwierigkeiten, dann gewährt ihr der moderne Staat heute Subventionen. Zu Wiebes Zeit stürzten Mißernten ganze Landschaften in Not und Elend. Auf Kampenhausen war für Notizen immer vorgesorgt. Wiebe half in solchen Zeiten auch den umliegenden russischen Dörfern, sie erhielten von ihm Brot- und Saatgetreide. Seine Hilfsbereitschaft ging so weit, daß er den Bauern von Stokopani bei Kampenhausen, als diese Landagenten in die Hände gefallen waren und ihr Besitz versteigert werden sollte, aus eigenen Mitteln half und ihre Schulden für sie einlöste.

Wie gut versteht man es, daß dieser Mann die faden sozialistischen Schlagworte der Revolution von 1905 weder begreifen noch bejahen konnte. Auf einer Bauernversammlung in Stokopani griff ihn die revolutionäre Jugend tätlich an. Er rief die anwesenden Alten an, die Jungen zu Ruhe und Ordnung zu zwingen. Als aber auch die Alten, denen er immer geholfen, denen er Hochzeiten und Begräbnisse bestellt hatte, als auch sie sich nicht rührten, verwirrte sich sein Sinn in der allzu großen allgemeinen Verwirrung der Gemüter. Er wurde menschenscheu und mußte schließlich in eine Nervenheilanstalt verbracht werden. Wiederhergestellt, lebte er die letzten Jahre zurückgezogen, der Verschönerung von Haus, Hof und Garten in Ohrloff. Bei der Arbeit ereilte ihn auch der Tod. Er erlag beim Schneeschaufeln auf seinem Hofe am 15. 2. 1918 im Alter von 69 Jahren einem Herzschlag.

So blieb es Johann Ph. Wiebe erspart, den Untergang der Mennoniten-Siedlungen, eines Menschenwerkes, aber doch eines schönen Menschenwerkes, in den nachfolgenden Jahren miterleben zu müssen. Er hatte sein Leben aufrecht und gläubig zu Ende gelebt. Sein ganzes Wirken erinnert uns in vielem an seinen Großvater Johann Cornies, mit einem offenbaren Unterschied allerdings: Johann Cornies genoß die schrankenlose Unterstützung der russischen Regierungsstellen, vor allem der Kolonialbehörde. Johann Wiebe wurde durch sie stets gehemmt und mußte sogar gegen sie kämpfen.

